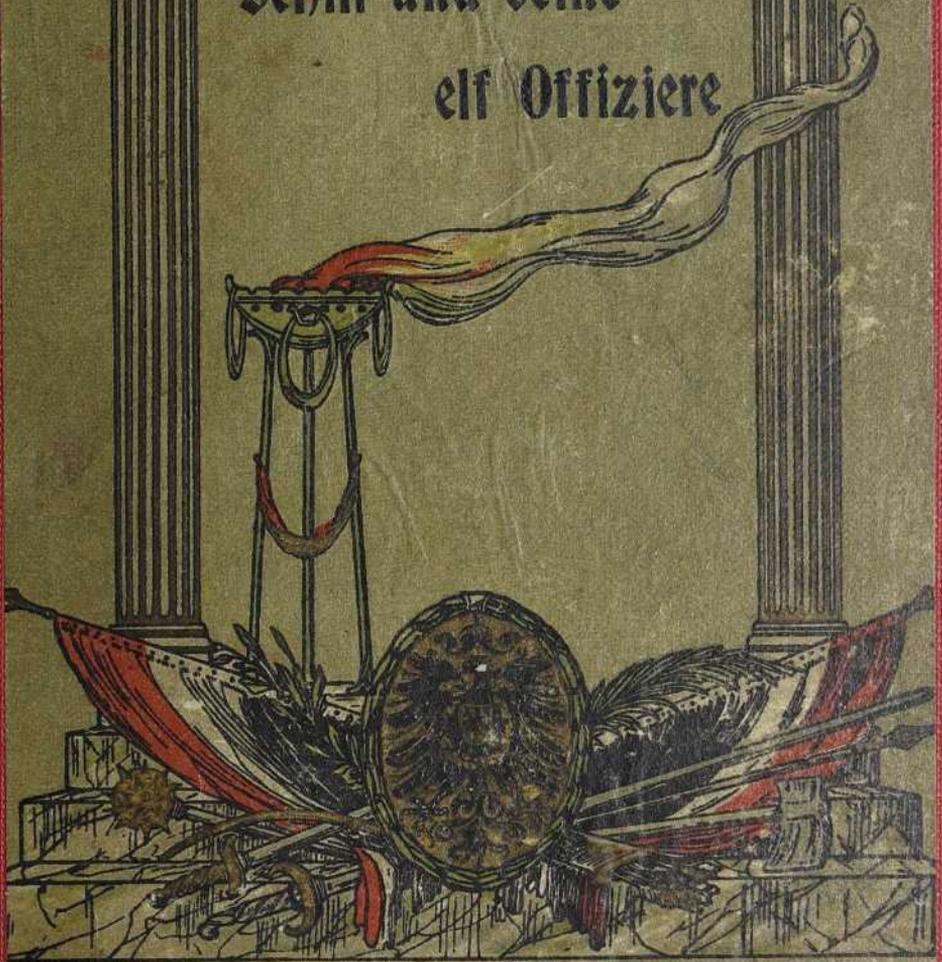
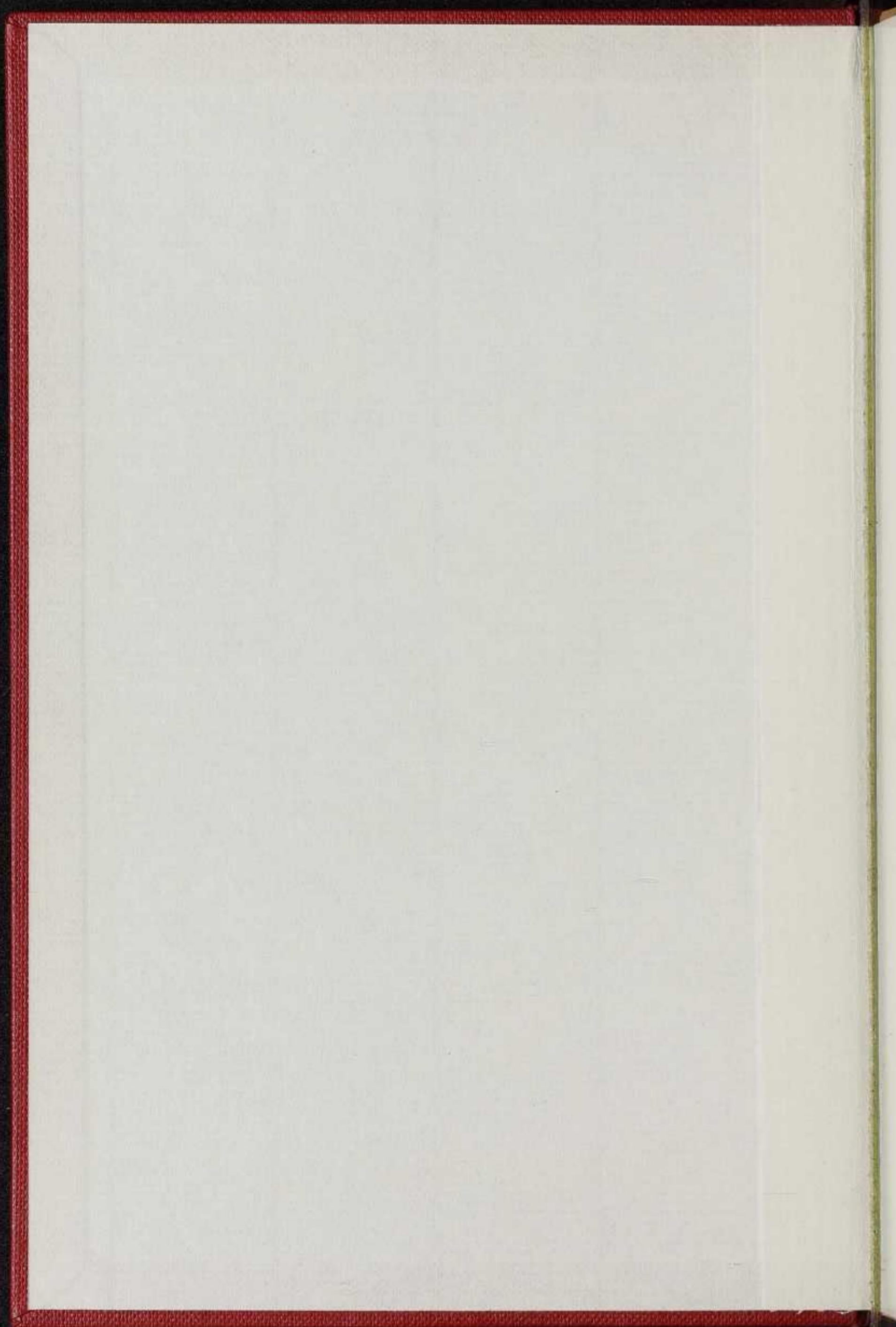
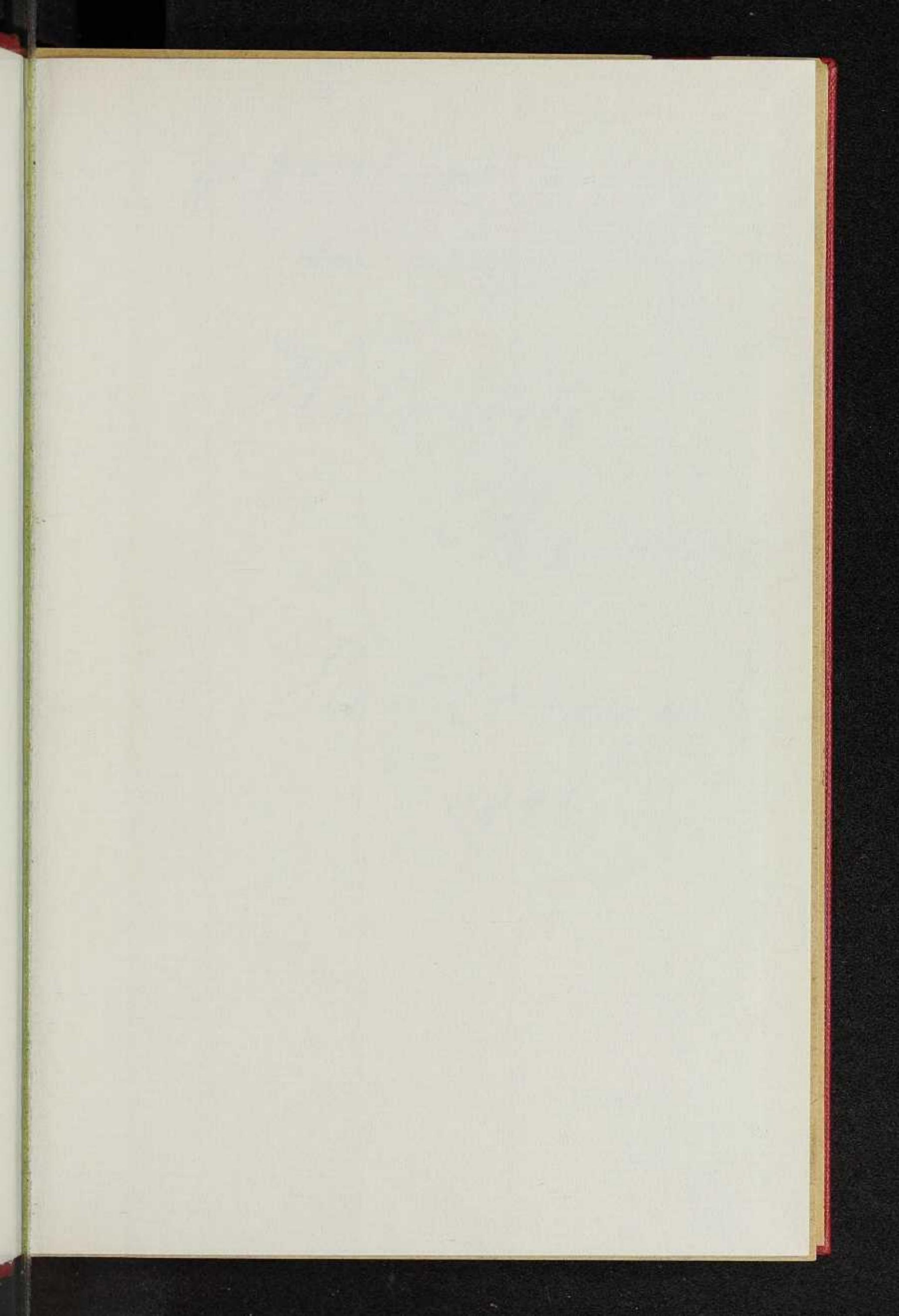


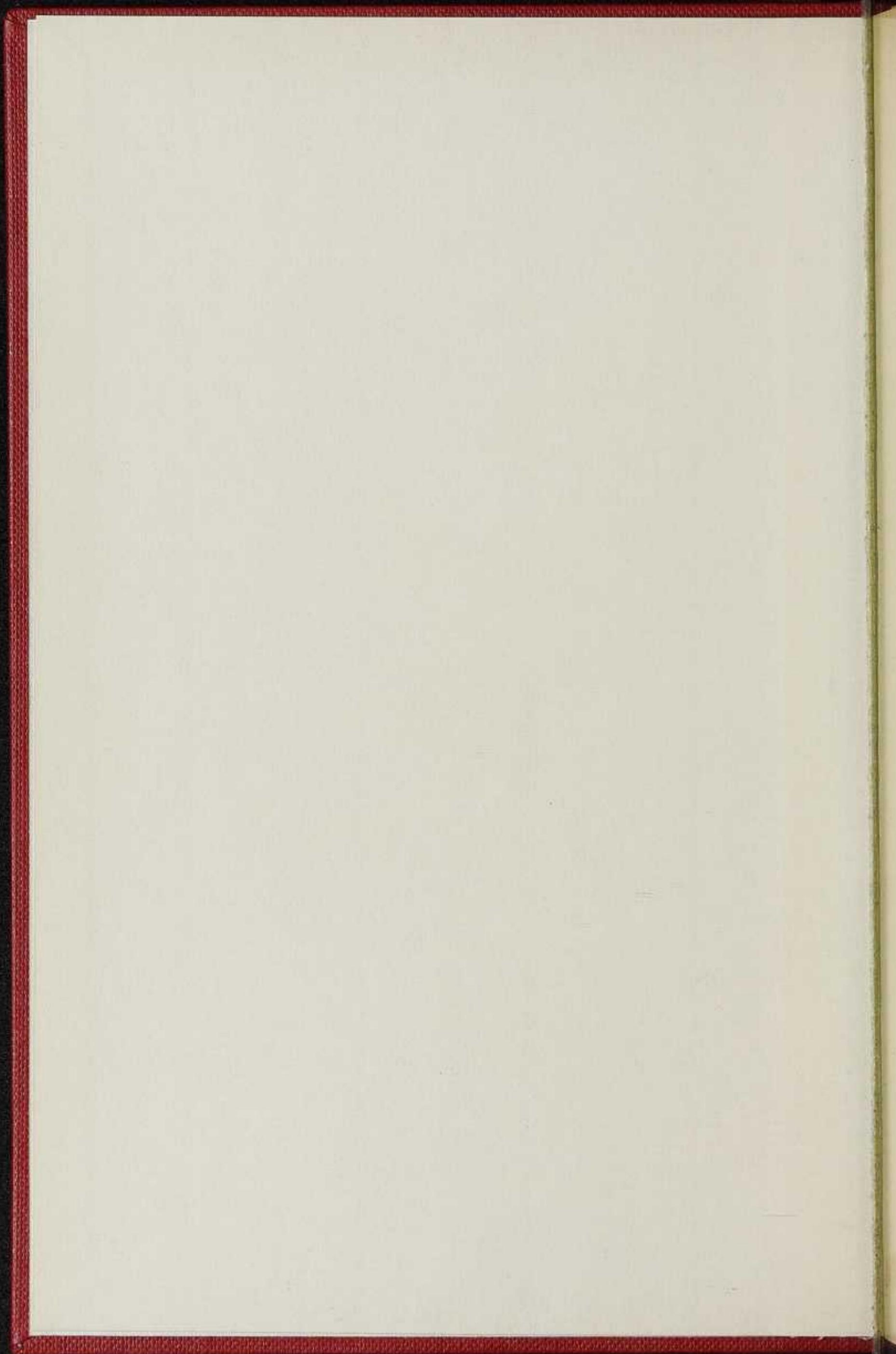
PATRIA

Schill und seine
elf Offiziere









Eigertum

von

Heinrich

Hessner

Hohlarmark

1911.

41



Schill
und seine elf Offiziere.

Der Franzosenjunge

oder

Nettelbeck's Schützling.

2 interessante vaterländische Erzählungen

von

L. Wüldig.

Neue Rechtschreibung.

Mit hochfeinen Buntdruckbildern.

Leipzig

Otto Dremis Nachfolger
Verlag von Volks- u. Jugendschriften.

①

WUEs



H

79/3 D

Druck von Otto Hinke in Leipzig.

[Linn 1890]

Schill und seine elf Offiziere.

Erstes Kapitel.

Durch die für Kaiser Napoleon I. siegreichen Schlachten bei Jena und Auerstädt, am 14. Oktober 1806, war die ruhmvolle preußische Monarchie Friedrichs des Großen zertrümmert worden.

Mehr und mehr wälzten sich die Scharen des korsischen Emporkömmlings in das offene Land, nachdem die vielen Festungen, die es hätten schützen, wenigstens den Feind aufhalten können, durch Feigheit oder Verrat ihrer Kommandanten gefallen waren.

Nur Kolberg am Strande der Ostsee machte eine rühmliche Ausnahme hiervon. Einem Felsen in stürmischer Meeresbrandung gleich stand es unerschütterlich fest, hielt die altgeschworene Preußentreue und lenkte dadurch die staunenden Blicke der Welt auf sich.

Die preußische Königsfamilie: Friedrich Wilhelm III. und seine unvergeßliche, hochherzige Gemahlin Luise — die Eltern unseres ruhmreichen seligen Kaisers Wilhelm I. — beide so bescheiden im Glück, erhaben, bewunderungswürdig im Unglück, hatte nach Königsberg flüchten müssen. Doch auch hier nicht mehr sicher vor den schnell nachrückenden Siegern, flüchtete sie später nach Tilsit, dann nach Memel und Piktupönen, an der äußersten Grenze Preußens, um nötigenfalls sich gleich nach Rußland, unter den Schutz des Kaisers Alexander, begeben zu können.

Hauptsächlich durch die Vermittlung dieses schloß Preußen den 9. Juni 1807 Frieden mit Napoleon. Aber welch ein Frie-

den! Preußen verlor dadurch mehr als die Hälfte seines ehemaligen Besitztums, so namentlich das ganze Land auf dem linken Elbufer, und mußte eine fast unerschwingliche Kriegssteuer zahlen. Außerdem verblieb eine starke französische Besatzung in dem schon so ausgezogenen Lande, um jedes freie politische Aufatmen, jede leise Regung des so schwachvoll geknechteten, mit Füßen getretenen preußischen Volkes durch Pulver und Blei ersticken zu können.

Napoleons Plan war, das ihm so verhaßte Preußen, schon damals der Sitz des Deutschtums, und dadurch selbst in seiner Zerrissenheit noch gefürchtete Preußen eines langsamen, aber sicheren Todes sterben zu lassen, an die Stelle des so ruhmreichen Geschlechtes der Hohenzollern sich selbst zu setzen, von hier aus ganz Deutschland in seine Ketten zu schlagen.

Und was dieser Usurpator sich noch nicht durch einen brutalen Machtpruch, gleich dem für die spanische Königsfamilie: „Das Haus Bourbon hat aufgehört zu regieren,“ getraute, das wollte er durch bübische List, durch freche, gewissenlose Deutung des geschlossenen, für alle preußischen und deutschen Patrioten so erniedrigenden, schwachvollen Tilsiter Friedens erreichen.

Für das preußische Volk war somit der Blick in die Zukunft ein äußerst trübseliger, doch bei allem grimmen Haß gegen die welschen Bedrücker und aller glühenden Liebe für König und Vaterland hieß es vorerst schweigen und dulden.

Aber der alte Gott lebte noch, eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden: Preußens und seines Königs Schicksal war von der Hand des Ewigen mit leuchtender Flammenschrift im Buche des Lebens verzeichnet.

Wir haben vorhin die Treue und Heldenhaftigkeit der Festung Kolberg erwähnt. Mit der ruhmreichen Verteidigung dieser gegen zahlreiche Franzosenscharen sind für alle Zeiten herrliche Namen verbunden: Nettelbeck, Gneisenau und Schill.

Allen dreien gleiche Ehrerbietung! Aber der Schill hat im Laufe unserer Erzählung eine hervorragende Rolle zu spielen; und wenn auch durch widrige Zeitumstände sein Ende ein recht trauriges war, Deutschlands Erbärmlichkeit sich noch einmal so

ganz bloß und nackt darlegte — Schills Name wird fort und fort nimmer vom deutschen Volke und der deutschen Jugend vergessen, sondern als ein Flammenzeichen kühner Erhebung inmitten des Drucks, der Schmach und Schande gefeiert und bewundert werden. Und schon bald nach ihm sang das deutsche Volk von dem kühnen, in Stralsund ruhmreich gefallenem, selbst noch im Tode von seinen Feinden geschändeten Schill:

„Und sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So ruft er zornig: Herr Schill, Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will!“

Und wie wurde später der tapfere Schill vom gesamten deutschen Volke an den Franzosen gerächt! — — —

Zu Anfang des Jahres 1808 hatte die preussische Königsfamilie sich von Memel zurück und wieder nach Königsberg begeben. Ihre Wohnung befand sich während des Sommers in einem hübschen Landhause der von der Stadt nicht allzu fern liegenden *H u b e n*. Es sind dies alte Bauerngüter (Hufengüter) vor dem Steindammer Tore. Das Busoltische, dahinter ein in englischem Geschmack angelegter großer Garten, bot der königlichen Familie eine erwünschte Sommerfrische.

An einem schönen, milden Herbsttag des oben genannten Jahres ritt ein preussischer Offizier, nur von seinem alten Reitknecht begleitet, von der Stadt Königsberg nach jenem Huben.

Es war der vor kurzem wegen seiner während der Belagerung von Kolberg rühmlichst gezeigten Bravour, Mannes- und Königstreue zum Major und Chef eines brandenburgischen Husarenregiments ernannte Herr Ferdinand von Schill. Er ritt nach dem Huben, um Sr. Majestät den Dank für diese Gnade abzustatten.

Schills Name war schon damals in aller Munde; das Volk liebte und verehrte ihn, denn die Treue findet immer Anerkennung und Lohn.

Bei seinem Eintritt in den Gasthof zum Adler war er von

einem dastehenden Bürger erkannt worden. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht in der Stadt verbreitet. Als er nach kurzer Erholung wieder abritt, hatten sich viele Hunderte vor dem Gasthause und in den anliegenden Straßen versammelt, die nun ununterbrochen, begeistert, stürmisch den Ruf erschallen ließen: „Vivat unser Schill! Vivat der tapfere Verteidiger von Kolberg!“

Ja, selbst als Schill die Stadt längst hinter sich hatte, folgten ihm noch ganze Trupps Bürger und Soldaten auf der Landstraße.

So unangenehm dies einerseits auch dem bescheidenen Schill war, — dem Ausbruch der Volksfreude wehren, wollte er auch nicht. So war er froh, als er endlich vor dem Sommersitz seines Königs angelangt war. Gewandt vom Pferde herabsteigend, übernahm dasselbe sein alter Reitknecht Jochem Buch, um es mit seinem eigenen im Dorfkrug einzustellen.

Während jetzt Major von Schill dem Portale des königlichen Sommersitzes zuschritt, sah das Volk erst so recht, welch ein bildschöner Mann er war. Er mochte zu Anfang der dreißiger Jahre stehen. Seine Gestalt war nicht viel über mittelgroß — eine echte Husarenfigur — und in allen seinen Bewegungen zeigte sich eine Beweglichkeit und Eleganz, die jedermann sofort für ihn einnehmen mußte. Dazu seine dunklen, feurigen Augen, die hohe, offene Stirn, das trüzig sitzende Schnurrbärtchen in dem sonst bartlosen Gesicht und die Frische der von Sturm und Wetter gebräunten Wangen. In Summa, wie einer aus dem Kreise der Umstehenden sagte: „Ein Kriegs- und Reitersmann wie aus der Pistole geschossen.“

Und selbst für den alten Jochem Buch fiel heute ein gut Teil der Ehre mit ab. Das war auch so eine stramme, wetterharte Soldatennatur. Einer noch mit dem ganzen Gepräge der „altfrißeschen“ Zeit. Trotz seiner Jahre, er mochte ein naher Siebziger sein, noch immer beweglich, akkurat, der ordonnanzmäßig gewickelte Haarzopf über den Kragen der verschliffenen Reiterjacke stehend, das von Narben bedeckte Gesicht und der tief über die Lippe hängende schneeweiße Schnauzbart, so nahm auch er alle für sich ein.

Ein ganzer Trupp Volks folgte dem alten Mann zum Krug, um möglichst nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen, von seinen eigenen Kriegssaffären unter dem alten Fritz und denen seines ritterlichen Herrn zu hören.

Doch lassen wir den alten Jochem einstweilen seine Dienste verrichten und folgen wir dafür seinem Herrn in die Wohnung des Königs.

Im Flur des Hauses von dem diensttuenden Adjutanten Sr. Majestät gemeldet, erfolgte alsbald der Befehl zum Eintreten.

Der König befand sich in einem schattigen Boskett des Gartens. Durch eine schmale Lichtung desselben gewahrte ihn Schill sofort. Aber wie erstaunte er, als sich folgende Szene, die er nicht stören wollte und deshalb noch auf seinem Platze verblieb, seinen Blicken darbot.

Eine Schar Knaben hatte den König umringt. Alle trugen einen grauleinenen Soldatenrock, dunkle Hosen und eine rotgeränderte Mütze, desgleichen Pistolen und einen hölzernen Degen.

Einer der Knaben, ein derber, vierschrotiger Bauernjunge, stand mit angezogener Pike kerzengerade vor dem König, während der damals elf Jahre zählende Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., der Anführer der kleinen Bauerngarde, seinem Herrn Vater den eben geschehenen Vorfall auf Kindesart rapportierte.

„Majestät,“ begann er, die Hand salutierend an sein Mützchen gelegt, „Düffens Peter will nicht mehr mitspielen, weil Schmid's Christian geschlagen hat.“

„Über des Königs sonst so ernstes Antlitz glitt ein Lächeln. An Düffens Peter sich wendend, sagte er: „Erzähle du einmal.“

„Ja gewiß, Herr König,“ sagte dieser unter Tränen, „der böse Junge hat mich so geschlagen, daß mir alle Glieder weh tun, und ich habe doch weiter nichts gemacht, als daß ich mich anstatt rechts l i n k s u m drehte.“

Der König unterdrückte sein Lachen. Er zwang sich, ganz ernst auszusehen und sagte: „Ist nicht recht von Schmid's Christian,

habe doch das Prügeln verboten und abgeschafft. Freilich, der Soldat hat aufzupassen!“ sagte er in seiner ihm eigentümlichen Redeweise. „Aber spielt ja nur Soldaten. Warum — bist ja stark und stämmig genug — warum läßt du dir das gefallen, Peter? Wenn du einmal Soldat werden willst, mußt du keine feige Memme sein.“ An Christian sich wendend, sagte er noch: „Dir merken fürs ganze Leben: mißhandle niemals den gemeinen Mann. Ist so gut Mensch, wie wir Menschen sind, und durch Schläge wird das Ehrgefühl nicht geweckt und gefördert, sondern unterdrückt.“ *)

Er winkte mit der Hand, daß sich die Knaben entfernen sollten. Im vordern Teil des Gartens begannen sie darauf ihr Spiel von neuem.

Herr von Schill trat jetzt näher und stand alsbald vor Sr. Majestät.

„Braver Mann,“ sagte der König und reichte ihm, was er sonst selten tat, die Hand, — „große Verdienste um Kolberg erworben. War mir eine besondere Freude, Ihnen das Majorsspatent zu geben, Sie zum Chef des brandenburgischen Husarenregiments zu ernennen.“

Schill verneigte sich und sagte: „Ich bin hierher geeilt, um Ew. Majestät meinen untertänigsten Dank für die gnädigste Beförderung zu sagen mit der Versicherung, mich stets der Gnade und des Vertrauens Eurer Majestät wert und würdig zu zeigen.“

„Haben bereits bei Auerstädt unter General v. Kalkreuth mitgekämpft,“ sagte der König. „Ist mir schon damals Ihre Bravour berichtet worden. Wurden auch verwundet, entkamen mit Not nach Magdeburg und schleppten sich später unter mancherlei Gefahr und Not nach Kolberg. Gneisenau hat Sie mir ganz besonders empfohlen. Werde Ihre Treue gegen mich und mein Haus nie vergessen.“

Durch diese außerordentlich gnädigen Worte des Königs beglückt und erhoben, sagte Schill: „Ich bin nur einer der geringsten

*) Historisch; nach Bischof Eylert.

der preußischen Königstreuen. Tausende und aber Tausende denken und fühlen wie ich, nur daß ihnen bisher keine Gelegenheit geboten wurde, ihre Treue öffentlich zu dokumentieren. Ich hoffe zu Gott, daß die Zeit nicht allzu fern sein wird, wo sich ganz Preußen wie ein Mann erhebt und das schmachvolle Joch der französischen Knechtschaft abwerfen, zertrümmern wird.“

Über des Königs Antlitz zuckte ein schmerzliches Lächeln. Dann sagte er: „Keine trügerischen Hoffnungen hegen, möchten doch zu nichts führen. Müssen alle erst noch viel lernen; waren, wie die Königin, meine Frau, ihrem Vater schrieb: auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen, — erschrecklich geweckt worden. Müssen von neuem anfangen, der eigenen Kraft vertrauen. Werden noch viele Jahre zu meines Landes Wiedergeburt vonnöten sein; meine aber auch: des Ungerechten Macht ist nicht von Dauer.“

„Majestät,“ sagte Schill, durch des Königs Leutseligkeit und offenes Wesen vertrauensvoller gemacht, „meine Blicke richten sich voller Hoffnung nach Oesterreich. Nimmer wird Kaiser Franz weitere Bergewaltigungen Napoleons ruhig hinnehmen. Ebenso dürften die jetzt geknechteten und gewiß doch heldenmütigen Spanier denken, in Braunschweig und Hessen rumort es auch, und wenn ein kühner Mann —“

„Nur keine Ausschreitungen!“ unterbrach ihn der König abwehrend. „Würden mir nur persönlich schaden, mich in den Augen Napoleons verantwortlich machen, Preußen zur Strafe völlig aufgehen lassen in des Kaisers gewaltsam zusammengeschweißtem Reich. Vorderhand ruhige Ergebung in das, was uns der Himmel schickt, aber — die Prüfungszeit weise benutzen. Wiederhole deshalb: keine Ausschreitungen!“

Eine wunderbar schöne, aber etwas bleich und leidend aussehende Dame trat jetzt zu den beiden: die holdselige, von ihrem ganzen Volke gleich einer Heiligen verehrte Königin Luise.

An ihrem Arme hingen ihre zwei ältesten Prinzen: Friedrich und Wilhelm.

„Störe ich die Herren?“ fragte sie mit dem Zauber ihrer Stimme und der ihr eigenen Anmut in allen Bewegungen.

„Freut mich sogar, daß du kommst,“ sagte der König. „Herr von Schill hier. Weißt ja, hab' ihn zum Major ernannt. Ist hierher gekommen, um mir seinen Dank zu sagen.“

„O, wie mich das so hoch erfreut, Herr Major, Sie persönlich kennen zu lernen,“ sagte die Königin und reichte ihm ihre Hand.

„Und mir müssen Sie Ihre Hand auch geben,“ sagte der Kronprinz Friedrich und er hatte sie schon ergriffen, während Prinz Wilhelm, der noch vom Soldatenspiel her in voller Uniform war, sich kerzengerade aufstellte und die Hand salutierend an die Feldmütze legte.

Es war eine reizende Szene.

Die Königin nahm hierauf das Wort wieder. „Ach, Herr Major von Schill,“ sagte sie, „Sie glauben gar nicht, wie die zwei Knaben Sie so lieb haben und wie hochbegeistert sie von Ihren Ruhmestaten sind. Besonders aber da der kleine Wilhelm. Mit seiner pappenen Festung, seinen Kanonen und Bleisoldaten spielt er am liebsten Kolberg und operiert dabei stets so glücklich, daß die Franzosen jedesmal Schläge bekommen, bei jedem Ansturm auf die Werke zurückgeworfen werden.“

„Herr Major,“ fragte jetzt der Kronprinz, „ist das derselbe Säbel, mit dem Sie auf der kühnen Streife nach Raugardt in Pommern den Franzosen die echt preußischen Hiebe versetzten?“

Lächelnd sagte Schill: „Derselbe.“

„Dann erlauben Sie wohl, daß ich mir die Klinge einmal ansehen darf,“ sagte der Kronprinz. „Ziehen Sie doch einmal!“

Als Schill verlegen schwieg, faßte der sehr lebendige Kronprinz selbst nach dem Degen, zog aber nach seines königlichen Vaters Befehl: „Das lassen!“ schnell die Hand wieder zurück.

„Gefällt es Ihnen hier bei uns auf dem Huben?“ fragte die Königin Schill.

Da dieser einige Augenblicke mit der Antwort zögerte, sagte sie: „Wenn der Mensch nur in seinem Innern zufrieden ist, be-

darf er nicht viel des Außern: gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige schattengebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug. Und dann habe ich gute Bücher und ein gutes Gewissen und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, welche die Stürme erregten.“ *)

Schill ward von diesen Worten einer einst so mächtigen Königin tief ergriffen. Mit bewegter Stimme sagte er: „Und doch wünsche ich Ihrer Majestät, und wünschen es alle braven Preußen mit mir, Sie bald wieder in anderen und glänzenderen Verhältnissen und Umgebungen zu sehen. Und so mich der Herr im Himmel würdigte, je mit dazu beitragen zu können, mit Freuden würde ich dafür Blut und Leben in die Schanze schlagen.“

„Sie braver, guter Herr von Schill,“ sagte die Königin. Ein feuchter Schimmer glänzte in ihren Augen.

„Nur nicht weich werden, Frau,“ sagte der König, dem ihre Gefühlswallung nicht entgangen war. „Müssen fest und eisern werden wie die Zeit, in der wir leben.“

Wieder an Schill sich wendend, fuhr er fort: „Wiederhole, große Freude für mich gewesen, Sie bei mir zu sehen. Sind einer von denen, die ihrem Könige auch im Unglück treu geblieben. Viele, viele, die nicht Wurzeln in sich selbst hatten, sind treulos abgefallen. Werden also Führer des brandenburgischen Husarenregiments sein. Hoffe, daß Sie eine stramme Truppe daraus machen werden. Habe Ihnen Berlin als Standquartier angewiesen. Halten Sie immer die Augen offen; das Herz aber nehmen Sie fest zusammen. Kommt Zeit, kommt Rat, heißt's, auch vergessen Sie nimmer das Sprichwort, das gerade jetzt für uns paßt: Ein Geduldiger ist besser als ein Starcker. — — Können ein paar Löffel Suppe mit uns essen. Die Mittagsstunde ist da, und ich bin auch darin, wie Sie vielleicht wissen, sehr pünktlich.“

Schill verneigte sich tief vor seinem angebeteten König. Die Königin entfernte sich auf einige Augenblicke. —

*) Der Königin eigene Worte.

Es war eine kleine, aber wahrhaft köstliche, entzückende Tafelrunde: Vater, Mutter, Kinder im engsten Herzverein. Es war ein beglückendes, seliges Geben und Empfangen untereinander, und wer nicht gewußt, daß diese alle eine Königsfamilie bildeten, hätte sie für glückliche Bürgerleute gehalten.

„Da sehen Sie nun selbst, Herr von Schill,“ sagte die Königin, „daß ich auch am Ende meines Reiches glücklich bin, so lange ich noch meinen trefflichen Mann und meine lieben Kinder besitze. Hier bin ich so ganz in meiner Welt. *)“

So wurde noch lange Zeit hin und her gesprochen, bis der König die Tafel aufhob. Prinz Wilhelm hatte sich mit Erlaubnis des Papas schon früher entfernt. Bald darauf hörte man den Klang einer Trommel in den Dorfstraßen.

„Wilhelm läßt schon wieder seine Soldaten zusammen-trommeln,“ sagte der Kronprinz. „Zu solcher ungewöhnlichen Zeit! Was soll das?“

Das Rätsel löste sich bald. Als Major von Schill sich der königlichen Familie empfohlen hatte, auf dem breiten Kiesweg dem Ausgang des Gartens zuschritt, bemerkte er daselbst die kleinen Soldaten unter Führung des Prinzen Wilhelm in Parade aufgestellt.

Als er sich ihnen mehr und mehr näherte, erscholl das Kommando: „Achtung! Präsentiert's Gewehr!“ Mit einem Schlag und Ruck war dies ausgeführt. Hierzu wirbelte die Trommel und vor der Front stand Prinz Wilhelm mit gesenktem Degen, die Augen scharf auf den vorüberschreitenden Major von Schill gerichtet.

Das war des jungen preußischen Prinzen Wilhelm Dank und Huldigung gegen einen Mann, der in schwerer Zeit alt-preußische Treue gezeigt.

*) Der Königin eigene Worte.

Zweites Kapitel.

Wir sind durch die Mitteilung der Vorgänge auf dem Suben dem Gange unserer Erzählung etwas zuvorgekommen, müssen also etwas nachholen.

Während Schills Audienz beim König hatte es sich sein alter Reitknecht, Jochem Buch, nach dem anstrengenden Ritt bei dem noch warmen Herbstwetter an dem breiten runden Tische im Dorfkrüge möglichst bequem gemacht. Die neugierigen Bauern hatten viele Fragen an ihn zu richten; da war es seine Schuldigkeit, diese auch zu beantworten.

Belauschen wir einmal das Gespräch.

Den Schaum des köstlichen Königsberger Bieres mit dem Rücken der Hand sich aus dem langen Schnauzbart wischend, sagte er zu seinem Nachbar links, dem Dorfschmied: „Tagelang könnte ich Euch von meinem lieben Herrn erzählen, wenn ich just die rechte Muße dazu hätte. Aber unsereiner muß immer auf dem qui vive stehen. Und was gilt's, — wenn ich im besten Fluß bin, kommt Ordre, daß ich die Pferde zäumen soll.“

„Wenn's das ist,“ sagte ein erst vor kurzem eingetretener junger Bauer, „dann beruhigt Euch, denn als ich eben an der königlichen Wohnung vorüberging, wurde erst die Tafel im vorderen Gartenzimmer gedeckt und ganz gewiß ist der Herr Major des Königs Gast.“

„Tausend, da mag's was Feines geben,“ sagte Jochem und schnüffelte mit der Nase.

„Feines geben?“ meinte einer der Umsitzenden. „In der königlichen Familie herrscht die größte Einschränkung. Die Zeiten sind auch danach, und wie ich weiß, sind beide Majestäten darin Zeit ihres Lebens keine Verschwender gewesen. So weiß ich auch, seitdem der König das silberne Tafelgeschirr in die Berliner Münze gesandt hat, blanke Taler daraus zu prägen, um damit den nimmersatten französischen Spitzbuben —“ er sprach's nicht aus und blickte sich scheu um.

„Schwag' du nur frei von der Leber,“ beruhigte ihn der Krugwirt, „es sind gottlob lauter gute Preußen hier.“

„Den Mund zu stopfen,“ fuhr der Sprecher fort, „essen die Herrschaften von porzellanem Geschirr.“

„Die Halunken! Die schändlichen Franzosen!“ schimpfte der alte Jochem. „Aber wir fassen sie doch noch! Gebt acht, und wenn ich's auch nicht mehr erleben sollte.“

„Ei, so laßt doch jetzt die flunferigen Franzosen,“ sagte der Dorfschmied. „Ihr wolltet uns ja vom Major von Schill erzählen.“

„Ja so,“ entgegnete der Alte. „Aber poß Bomben und Granaten, wo blieb ich denn eigentlich stehen? Glaubt's nur, das alte Gedächtnis wird immer wackliger, und das kann selbst der gescheiteste Feldscher nicht wieder fest machen. Seit Torgau, Anno 60, ist kein rechter Verlaß mehr darauf. Da seht.“ Bei diesen Worten strich er das Haar etwas vom Hinterkopf und eine gewaltige Narbe wurde sichtbar.

„Alle Wetter!“ riefen einige verwundert und schüttelten sich.

„Aber meint nicht,“ fuhr der Alte fort, „daß ich den Kopf dem Feind nur so ruhig hingehalten hätte. Der Pandur traf mich erst, nachdem ich ihm selbst ganz gewaltig seine meschante Fraze gezeichnet hatte. Da hieß es nun: Wurst wider Wurst. Ja, damals bei Torgau! Bomben und Granaten! Da ging's heiß her! Und wer war's denn, der's noch vor Torschluß fertig brachte? Einzig und allein der alte Zieten. Gott mög's ihm lohnen! Hätten wir Anno 6 bei Jena und Auerstädt auch einen alten Zieten gehabt — allen Respekt übrigens vor dem alten Blücher! Bomben und Granaten! Die Herren Franzosen hätten sich partout die Siebenmeilenstiefel anziehen und heidi wieder über den Rhein laufen müssen.“ Und leise setzte er hinzu: „Wie wir diese Siebenmeilenstiefel damals wirklich anziehen mußten.“

Er tat einen herzhaften Schluck; wohl um den aufsteigenden Ärger und Groll hinunter zu spülen.

„Aber, Papa,“ sagte da einer der Gäste, „Ihr kommt dadurch immer mehr von Schill ab.“

„Ja so,“ sagte er. „Pardon, wie die Franzosen sagen, soll wohl heißen: na, gib dich man zufrieden.“

Alle lachten hell auf über diese Erklärung des Wortes Pardon. Die Stimmung wurde immer heiterer.

„Na, wo bin ich denn eigentlich stehen geblieben?“ fragte Sochem.

„Daß der Major von Schill aus Sothof, einem ehemaligen österreichischen Dorfe in Oberschlesien stammt; daß sein Vater, ein fühner Parteigänger, erst in österreichischen, dann in preußischen Diensten gewesen, und daß es den Junker Schill schon als sechs-jähriges Bürschchen in den Fingern gekribbelt, wenn er einen Degen oder eine alte Reiterpistole angefaßt.“

„Ja, ja, nun weiß ich's,“ sagte der Alte, „in den Fingern gekribbelt. Und ein Reiter war's mit dem zehnten Jahre, ein Reiter, als hätte er die Kunst auf der kaiserlichen Reitschule in Wien gelernt. Wie ein Blitz schwang er sich in den Sattel und heia ging's über Stock und Stein und am liebsten in die Gemeindegänseherde hinein, daß die dummen Dinger jäh auseinanderfahren, als wäre der Junker der lebendige Gottseibeius, davon doch eigentlich so ein Gänserich keinen Verstehtdumich haben soll. Bei alledem war es des gestrengen Herrn Vaters Wunsch und Wille, daß der Sohn nicht Soldat werden, sondern studieren solle. Aber das Soldatenwesen steckte beim Junker einmal im Holze und zum Studieren hatte er kein Sitzfleisch. Insbesondere stand sein Sinn auf die schmucken Husaren. Die Zeit war eben gekommen, wo er sich allen Ernstes zu entscheiden hatte: Gelehrter oder Soldat. Da legte sich der liebe Herrgott ins Mittel: Nämlich — plauz — tat der alte Herr seinen letzten Atemzug. Was nun aus mir altem Kerl werden sollte? Ich wollte mir ein Rätnergütchen kaufen, denn etliche Knöpfe hatte ich schon. Das erfuhr der Junker. Höre du, Sochem, sagte er eines Tages: zum Bauern paßt du nicht mehr und ich dünkte, wir blieben auch ferner zusammen. Ich, sagte er, trete nämlich durch die Verwendung meines Paten, des Obersten v. Göke, bei den Husaren ein und du wirst mein Reitknecht. Basta! Und so kam's denn auch. Er

kaufte sich und mir ein Pferd, freilich das meine war eine wahre Schindmähre, darauf ich, zumal wenn's Trab oder Karriere ging, die Knochen im Leibe fühlte. Hatte ich aber einmal A gesagt, wollte ich auch B sagen, und meinen gnädigsten Junker verlassen, hätte ich für einen ganz miserablen Streich gehalten. Übrigens war das Soldatenleben auch immer noch mein Element und die zerstauchten Knochen vergaß ich aus wahrer Anhänglichkeit und Liebe zu meinem Junker. Lange blieb er, was er war: Kornett, dann wurde er überzähliger Leutnant und erst als es Anno 6 losging, avancierte er zum Rittmeister. Nachdem der Bonaparte bei Musterliß in Mähren Rußland und Osterreich vor die Klinge genommen, griff er uns an den Kragen. Ach — und wie! Wir hatten uns in den Franzosen total verrechnet, meinten noch die Paradeduppen von Roßbach vor uns zu haben und nun wechselten wir die Rollen: sie hatten seit jener Zeit mehr exerziert und wir nur paradiert. Doch — Pardon — gebt euch man zufrieden, ich will ja nicht alle über einen Kamm scheren! Bomben und Granaten! bei Jena und Auerstädt haben viele preußische Regimenter wie die Löwen gefochten. Aber sie zwangen's nicht mehr, der Bonaparte war uns zu schnell über den Hals gekommen. Das alte Regiment Kalkreuth, dabei der Herr Rittmeister stand, hielt sich lange außerordentlich brav, aber was konnten die tapferen Leute, Infanteristen und Reiter, gegen die Überzahl? Sie umringten uns schließlich. Da hieß es aufgeweckt sein, friß, Vogel, oder stirb! Mein braver Herr gab allen ein glänzendes Beispiel. Mit der Gefahr wuchs sein Mut. Da hättet ihr ihn sehen sollen im dicksten Knäuel; nicht zu vergessen mich, den alten Zieten'schen, der mit ihm um die Wette dreinschlug und dreinstach! Da — es steht mir noch ganz lebendig vor der Seele — fuhr die gewaltige Klempe eines riesigen Chasseurs meinem lieben Herrn über den Tschako und in den Kopf hinein, daß er sofort vom Pferde sank. Doch, sagte er, ich habe genug, Sorge für ein ruhiges Sterbeplätzchen. Bomben und Granaten! wie es mir da so weich ums Herz ward! Aber mein Kopf war immer noch oben, und so gelang es mir, den Verwundeten aus dem Getümmel zu schaffen.

Ich schleppte ihn ins Dorf Rehhausen. Zum Glück war hier ein Feldscher zur Hand. Der bepflosterte und verband den wunden Kopf und meinte, mit dem Sterbepflätzchen sei es noch nichts. Trotz des starken Blutverlustes erholte sich der Herr Rittmeister bald wieder, und so ermöglichten wir es — ich und der brave Leutnant von Tümping — ihn von Rehhausen weg und nach Nordhausen zu schaffen. Von hier versuchten wir nach Magdeburg zu kommen und es gelang uns auch mit Gottes Hilfe, obwohl wir vor den nachdringenden Franzosen sehr auf unserer Hut sein mußten und nur die stillen Nachtstunden zu unserer Reise benutzen konnten. In Magdeburg erst erfuhr der Rittmeister von Schill, daß wir bei Jena und Auerstädt total geschlagen seien, daß die Franzosen im vollen Marsch auf Berlin seien, und daß die ganze königliche Familie nordwärts geflüchtet wäre. Bomben und Granaten! das war für ihn, den glühenden preußischen Patrioten, ein noch weit wichtigerer Schlag als der bei Auerstädt auf den Schädel. Dieser bedufelte ihn nur, aber jener ging tiefer. Sochem, sagte er, wir müssen fort von hier. Es ist die heiligste Pflicht jedes Preußen, sagte er, sich um den König zu sammeln! Vielleicht ist für ihn doch noch Rettung! Die preußische Königschre, die durch etliche Feiglinge besudelt worden ist, gilt's mit dem Blute der Getreuen wieder herzustellen! Aber, mein Gott, Herr Rittmeister, wo denken Sie denn nur hin! sagte ich. Erstens sind Sie noch schwach und hilflos, zweitens ist es von Magdeburg bis doch wenigstens hinter die Oder ein weiter Weg, und drittens: was wollen Sie denn als einzelner, da die vielen Tausenden geschlagen sind und alles kopfüber, kopfunter geht! Ich als einzelner! rief er begeistert. Da kennst du unsere braven Preußen nicht! Und ist auch das Heer geschlagen, noch haben wir unser Volk! Ehe es sich von diesem Bonaparte wehrlos in die Ketten der Sklaverei zwingen läßt, eher wird es im heiligen Kampfe für König und Vaterland stehen und lieber bis auf den letzten Mann erliegen, ehe es im schmachvollen Joch an dem Triumphwagen des Usurpators zieht. Da half all mein Abreden nichts. Schon am andern Tage brachen wir miteinander

von Magdeburg auf, um zum König und zu dem ihn umgebenden kleinen preußischen Heere zu kommen. — Doch erst mal die Kehle anfeuchten," sagte er, „die mir vom vielen Sprechen verdammt trocken geworden ist.“

Alle Gäste im Krüge hatten der Erzählung des alten Mannes mit größter Aufmerksamkeit zugehört.

„Na, ich bin nur neugierig," sagte der Schmied, „wie Ihr mit dem franken Rittmeister mitten durch die Feinde gekommen seid.“

„Fragt mich nicht, wie das eigentlich möglich gewesen," sagte der alte Jochem, „und offen gestanden, ich weiß es eigentlich selbst nicht recht. Eins aber weiß ich, der liebe Gott war mit uns, und deshalb meine ich immer, er muß mit meinem braven, ritterlichen Herrn noch was ganz Apartes vorhaben.“

„Hat es schon vorgehabt und gezeigt," sagte der Krugwirt, „denn bei Kolberg hatte er doch so ganz ersichtlich den Schill als eines seiner Werk- und Rüstzeuge offenbart.“

Jochem nickte zustimmend. Dann fuhr er fort: „Aber meint etwa nicht, daß es ein leichtes Ding gewesen und daß wir uns stoßblind der Fürsorge des Obersten im Himmel überlassen hätten. Da hieß es Tag und Nacht aufpassen und den Franzosen und den preußischen Verrätern — Bomben und Granaten, der Teufel soll sie holen, eine Schnippe schlagen. Kurz und gut, wir erreichten nach langer Irrfahrt Kolberg und wurden dort mit offenen Armen empfangen. In gute Pflege gekommen, besserte es sich mit meines Herrn Wunde mehr und mehr, und als dann die Franzosen dieser preußischen Festung immer näher rückten, war Schill wieder völlig auf dem Damm, konnte Kopf und Arm gegen sie gebrauchen. Bomben und Granaten, und wie gebrauchte er sie! Na, das habe ich nicht nötig, euch haarklein zu erzählen. Schills kühne Reiterstücklein vor Kolberg weiß ja jedes Kind und eine Schmach und Schande wäre es für euch altpreußische Bauern, wenn ihr sie nicht kennen solltet, während der so glorreichen Kolberger Belagerung die Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen, geschlafen haben solltet.“

„Das nicht, Gott bewahre!“ sagte einer der Gäste. „Aber es ist doch immer etwas ganz anderes, derlei kühne Wagnisse erst von einem zweiten und dritten erzählen zu hören, oder gar gedruckt in den Zeitungen lesen, als sie von einem erfahren, der sie mitgemacht hat.“

„Ach so,“ meinte Sochem schmunzelnd und strich sich seinen Schnauzbart, — „na, da muß ich denn freilich schon. Aufgepaßt! Bomben und Granaten, wie hat er's den Franzosen gezeigt, und wie ergriffen sie das Hasenpanier, so sie Witterung hatten, daß ihnen der Schill auf den Hacken saß. Hier nahm er ihnen den Proviant weg, daß sie hungern mußten wie die Kirchenmäuse, dort einen Munitionspark, dessen Inhalt an Pulver und Blei nun den braven Kolbergern zugute kam. Herr Gott, ich vergesse es Zeit meines Lebens nicht, als er beim Dorf Gülzow mit nur wenigen Reitern und nicht mehr als zehn Infanteristen, glaubt's nur, ich will den Tod an diesem Biere trinken“ — hier trank er einen tüchtigen Schluck — „wenn ich euch etwas vorlüge, die Franzosen, mehr denn 100 Mann Kavallerie hinters Licht führte. Also — die zehn Infanteristen. Vorne vom Kirchhof her empfing sie volles Gliederfeuer, aber die Kerle schossen mords- schlecht. Hätten sie die Courage gehabt, vorzugehen und sich auf die Wenigen zu stürzen, — nicht ein einziger Kopf wäre davon gekommen. Da nahte Schill mit seinen Reitern. Sofort merkte er, was los war. Aus der Ferne schon erhob er seine Löwenstimme: Kosaken vor! Die Franzosen stuzen. Und dies merken und sich — natürlich ohne einen einzigen Kosaken — von der Seite her auf sie stürzen, war eins. Zum Glück noch wurde der Anführer der Franzosen von einem unserer Infanteristen gleich mausetot geschossen und dies sehen und sich schleunigst zur Flucht wenden, war wieder eins bei ihnen. Aber nun sprengten und pfefferten wir nach. So trieben wir sie bis zum Dorfe Klemmen. Dort stand ein Bataillon badenscher Infanterie. Unererschrocken sprengte Schill vor. Ergibt euch! Eure Kavallerie ist zer- sprengt! rief er. Und, bei Gott! das badensche Bataillon, durch

diese Kunde entmutigt, streckte die Gewehre, ergab sich kriegsgefangen."

Alle Gäste im Krug jubelten auf.

Das schmeichelte dem Alten; und nachdem er wieder einen tüchtigen Schluck getan, sagte er: „Und nun noch eine andere Attacke.“

„Ah, ich weiß schon,“ bemerkte einer der jüngeren Gäste, „die Gefangennahme des französischen Generals Victor.“

„Ja, die,“ sagte Sochem zustimmend. „Nämlich Schill hatte Wind bekommen, daß dieser Herr Victor auf der Straße, die von Stettin quer durch das Land nach Polen führt, sorglos dahin marschiere. Tausendjassa, denkt Schill, das wäre mal ein Fang! Victor kein Sperber, ein Adler! Victor hatte in einem armseligen Dorfe Nachtquartier genommen, und sich ganz sicher dünkend, selbst die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln zu nehmen unterlassen. In stichdunkler Nacht, die Pferde vor dem Dorfe stehen lassend, schlich sich Schill mit einigen der zuverlässigsten seiner Husaren heran. Durch Spione war ihm das Quartier des Generals genau bezeichnet worden. Da lag das Haus vor ihm. Glücklicherweise kommt er bis an die Thür, unbemerkt in den Hausflur. Der General schlief fest, man hörte deutlich sein Schnarchen. Jetzt nicht besonnen, rasch in die Stube! Im Nu hat Schill den seltenen Vogel gepackt; er will aufschreien, doch Schill befiehlt: keinen Mucks! Da nehmen ihn schon die eindringenden Schillschen Reiter in ihre Mitte, setzen ihn vor dem Dorfe auf eins ihrer ledigen Pferde und im Galopp geht's mit der köstlichen Beute nach Kolberg. Da war ein maßloser Jubel in der Stadt! Was aber die Folge von Schills kühnem Handstreich war? Als nämlich Bonaparte von dem Schicksal des Generals erfuhr, sandte er schleunigst ein großes Schreiben an den Kommandanten von Kolberg, Victor unverzüglich wieder freizugeben. Der alte schlafmützige Herr Loucadou hätt's schon getan, um nur nicht bei dem gestrengen Herrn Bonaparte ins Fettnäpfchen zu treten. Aber Schill sagte ganz entschieden: Der General von Victor ist m e i n Gefangener und wenn ihn der Kaiser wieder lösen will, so mag

er mir und ganz Preußen dadurch auch ein ansehnliches Lösegeld geben: nämlich er soll uns unsern in Lübeck gefangenen General von Blücher dafür zurückgeben und dann mag der Herr General Victor laufen, wohin er will, sagte er. Und so kam's denn auch: Blücher wurde gegen Victor ausgewechselt. Das war ein gar propres Geschäft für uns Preußen, denn unser Blücher wiegt ein halbes Schock solcher französischer Generäle auf. Und gebt acht, mir schwant's: der Blücher macht über lang oder kurz dem Bonaparte noch viel zu schaffen."

Der Alte schwieg.

"Aber Freundchen," fragte da einer der Gäste, "wie stand es denn nun eigentlich mit Schill im weiteren Fortgang der Belagerung Kolbergs?"

"Davon ein andermal," sagte Jochem und sah nach seiner Sackuhr im Lombafgehäuse. "Schlag eins!" sagte er mehr für sich. "Der Herr Rittmeister kann mit jeder Minute zurückkehren. Ich will die Pferde in Ordnung bringen; er hat das Warten nicht gern! Bomben und Granaten! wo auch die anderthalb Stunden bei euch geblieben sind!"

Er stand auf und verließ die Stube. Er war kaum fertig mit dem Räumen, da vernahm er auch schon die Rufe der Bauern vor dem Hause: "Hurra, Herr Major von Schill!"

Raum einige Minuten später verließen Herr und Diener die Huben, um nach Königsberg zurückzureiten. —

Später wieder in Kolberg eingetroffen und mit dem Rangieren seines Regiments beschäftigt, erhielt Major von Schill eines Tages in seiner Wohnung Besuch. Es war eine ältere Dame in Begleitung von zwei jungen Männern.

"Entschuldigen Sie, Herr Major," sagte die Dame, "wenn wir Sie stören sollten."

"Keineswegs, Madame," sagte Schill galant.

"Wir kommen von Stralsund."

"Eine ziemlich weite Reise."

"Gewiß und sie war sehr anstrengend für mich. Doch ich

trat sie meiner Söhne —“ sie zeigte auf diese — „halber an. Ich bin die Witwe des bei Jena gefallenen Hauptmanns von Wedel.“

„Wie, Hauptmann von Wedel, mein Spezialfreund, Ihr Gatte?“ fragte Schill.

„Was mich bestärkte, Sie aufzusuchen und Ihnen meine Bitte unverhohlen mitzuteilen.“

„Ich bin ganz Ohr und wenn es in meinen Kräften steht, der gnädigen Frau von Wedel gefällig zu sein — mit großem Vergnügen.“

„Wir sind, wie Sie vielleicht wissen, ansässig in Stralsund.“
— — Hier schwieg sie vorerst eine Weile; dann sagte sie schnell heraus: „Ich bringe Ihnen meine beiden Söhne, Herr Major.“

„Eine große Ehre,“ entgegnete Schill — „aber —“

„Hören Sie mich!“ fuhr die Dame fort. „Dieser hier, mein ältester Sohn, Karl, hat bereits als Kornett bei den Schmettau'schen Husaren gestanden, ward bei Jena leicht an dem Arm verwundet und verließ bei der Auflösung der preußischen Armee diese. Hier, mein jüngster Sohn, Albert, sollte nach meinem Wunsche studieren, ist aber nicht abzubringen, Soldat zu werden, unter Ihrer Führung sich dem brandenburgischen Husarenregiment einzureihen. Schlagen Sie mir meine und meiner Söhne Bitte nicht ab.“

„Ich bin Ihnen dankbar, gnädige Frau, und freue mich außerordentlich, eine so treffliche preußische Patriotin in Ihnen zu finden. Haben aber die jungen Herren“ — an diese sich wendend — „bedacht, daß nach dem Willen Napoleons die preußische Armee im ganzen nur 42 000 Mann zählen darf? Ich kenne das, die Söhne adeliger Familien betrachteten von jeher die Armee als eine Versorgungsanstalt. Ein Avancement war ihnen sicher. Das ist aber jetzt ganz anders. Bei Ernennung zum Offizier ist nach des Königs festem Willen nicht mehr Rücksicht auf die Abstammung und Geburt zu nehmen, sondern auf persönliche Verdienste. So dürfte es Ihren Söhnen doch sehr schwer halten, in den Besitz des Offizierpatentes zu gelangen.“

„Ich bin imstande, Herr Major, meine Söhne während

deren Dienstzeit aus eigenen Mitteln zu erhalten," sagte Frau v. Wedel.

"Und ich, Herr Major, meine," sagte der ältere der zwei Brüder, "es ist ebenso ehrenvoll, dem Könige als Gemeiner zu dienen, wie als Leutnant oder höchstens als Kapitän mit gezücktem Degen vor der Front zu stehen. Das alte Preußen mit seinem Zopf- und Kamajchendienst ist bei Jena und Auerstädt zu Grabe getragen worden. Es lebe das neue Preußen!"

"Und ich, Herr Major," sagte mit großer Bestimmtheit der jüngere von Wedel, ein Jüngling von höchstens 19 Jahren, "verzichte gern und freudig auf jedes Avancement, wenn ich nur überhaupt in den Heeresreihen meines edlen, jetzt so unglücklichen Königs stehen kann. Blut und Leben für ihn und meine angebetete Königin!"

Schills Augen leuchteten bei dieser Versicherung der beiden Jünglinge. Im überwältigenden Gefühle seines Herzens schloß er beide in seine Arme.

"Ich sagte es ja immer," rief er, "der König kann zusehen, daß er auf sein Volk zählen kann. Es bedarf nur eines einzigen Feuerzeichens, und die Glut unter der Asche schlägt zu hellen Flammen auf, die das schändliche Regiment des Korsen vernichten werden. Edle Frau, würdige Mutter solcher Söhne, segnen Sie diese, segnen Sie mich zum heiligen Kampfe für König und Vaterland!"

Alle drei neigten die Häupter. Frau von Wedel streckte ihre Hände aus. Mit bebenden Lippen, von diesem erhabenen Augenblick tief ergriffen, sagte sie: "Gott mit euch!"

Drittes Kapitel.

Die beiden Wedel hatten sich auf ihre eigenen Kosten uniformiert und bewaffnet, übten sich fleißig im Dienst, und Major von Schill hatte seine große Freude an ihnen. Der ehemalige Kornett Karl v. Wedel, dem Schill seine Dienstzeit in der früheren preussischen Armee anrechnete und seiner rühmlichen Verwundung

in der Schlacht von Jena gedachte, und der sich überdies durch seine Dienst- und Schlagfertigkeit hervortat, ward schon in wenigen Wochen zum Sekonde-Deutnant von seinem gnädigen König ernannt. Schill wählte ihn auch zu einem seiner Adjutanten. —

Die Franzosen hatten Berlin verlassen. Am 10. Dezember 1808, an einem frostfreien, sonnenhellen Wintertag, zog Major von Schill mit seinen Husaren ein. Der Jubel der Bevölkerung war unbeschreiblich. Schon vom frühen Morgen an drängten sich Tausende und aber Tausende in den nach dem Schlosse führenden Straßen; andere Tausende waren vor das Bernauer Thor geeilt, um die ersten zu sein, den gefeierten Führer und seine braven Husaren zu begrüßen.

Ja, den gefeierten Führer! Mindestens ein halbes Duzend Volkslieder, der Text bekannten Melodien angepaßt, waren auf ihn verfertigt; man deklamirte, man sang sie. Denn was so recht tief ins Volksleben eingreift, Trübes oder Freudiges, spricht sich im Liede aus.

Endlich kamen sie. Die Glocken verkündeten es, daß sie das Weichbild der Stadt erreicht hatten.

An der Spitze des schönen Regiments ritt Schill, er, der Schönste von allen. Brausender Jubel empfing ihn, davon fast der Klang der Glocken überstimmt ward. Schill grüßte mit dem Degen nach allen Seiten hin. Alten, lange nicht gesehenen Bekannten reichte er sogar die Hand vom Pferde herab. Aber jeder einzelne hätte ihm die Hand reichen und küssen mögen. So kam er schier ins Gedränge vor den Tausenden; die Berliner Bürgergardisten unter Führung des verdienten Generals Vestocq hatten große Mühe, ihm den Weg nach dem Schlosse, wo die Fahne des Regiments eingestellt werden sollte, freizumachen.

Bei seinem und der Seinigen Anblick waren alle ausgestandenen Sorgen und Leiden vergessen. Seine Gegenwart in Berlin verband man mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, — ja auf baldige Befreiung des Vaterlandes. Das so lange geknechtete Volksbewußtsein kam wieder zum Durchbruch, mit einem Schill an der Spitze der Erhebung, dem Liebling des Volks, dem Mann

der kühnen That, meinte man bestimmt, das verhaßte französische Joch abwerfen zu können.

Dem bescheidenen Schill waren diese warmen, stürmischen Huldigungen des Volkes doch zu viel. „Man macht mehr aus mir,“ soll er an diesem Tage zu einem Freunde gesagt haben, „als ich bin. Aber ich will darüber nicht hoffärtig werden, sondern erst recht meine Pflicht tun.“

Vor dem Schlosse stand das Regiment in Front. Hier genoß man erst recht den prächtigen Anblick der schneidigen Reiter. Einzelne Trupps von Bürgern und Soldaten musterten eingehender dieselben. Mancher fand einen Freund oder Bekannten heraus. Von diesem und jenem waren kühne Reiterstückchen im Gang und Schwang.

„Wer mag nur Schills Adjutant sein,“ fragte einer der Bürger. „Der dort, der ihm zur linken Seite hält?“

„Ein junger Eisebeck ist's!“ antwortete einer.

„Nein, ein Rüchel!“ behauptete ein anderer.

„Keiner von beiden ist's!“ sagte jetzt ein dritter, bis ein vierter, der das Gespräch vernommen hatte, in den Tumult hineinrief: „Ein junger von Wedel ist's, wenn ihr's wissen wollt! Ich kenne ihn ganz genau. Sein Vater stand beim Regiment Schmettau und ist bei Jena gefallen. Seine Mutter lebt in Stralsund, und auch noch ein jüngerer Sohn soll beim Schillschen Regiment stehen.“

„Dann ist es dieser da, auf dem linken Flügel der zweiten Eskadron!“ meinte einer der Bürger. Die beiden gleichen sich wie ein Ei dem andern.“

„Und blutjung ist er noch, sein Antlitz schmuck und fein, fast wie Milch und Blut,“ bemerkte ein anderer in der Gruppe. Brave Leute die Wedels.“ — — — —

Das Regiment ritt der Kaserne zu, noch immer vom Volke durch jubelnde Zurufe beehrt.

Eine halbe Stunde später schritt ein Schillscher Offizier, Rittmeister Leopold Jahn, der Behrenstraße zu. Hier im dritten Stock wohnten sein Weib und Kind, ein zwölfjähriger Knabe.

Er hatte beide seit dem Ausmarsch aus Berlin, im Oktober 1806, nicht wiedergesehen. Sein Herz schlug rasch bei dem Gedanken, die Lieben nun bald wieder in seine Arme schließen zu können. Er hatte gemeint, sie vielleicht schon in dem Menschenhaufen zu gewahren, dem schönen Traume nachgehungen, daß nach dem Abritt schon sein Kind jubelnd auf ihn zueilen, die geliebte Gattin ihn schon hier in ihre Arme schließen würde, — doch es war nicht geschehen. Ein leiser Schatten war darüber in seine Seele gefallen, oder — der Gedanke legte sich dumpf und schwer auf sein Herz: sie werden doch nicht krank sein?

Doch da stand er schon vor dem Hause und schritt eiligst die Treppen hinauf. Auch hier war noch alles still. Er trat in die Stube, in demselben Augenblick, als seine Gattin auf der Türschwelle des Alkovens erschien.

„Mein Gatte! Mein Leopold!“ rief sie und eilte in die offenen Arme ihres Mannes.

„Meine Elisa! Mein teures Weib!“ bebte es von den Lippen des Gatten.

„Aber unser Sohn, Fritz?“ fragte Zahn fast stockenden Herzens.

„Pst,“ wehrte die Gattin der lauten Frage. „Er schläft ein wenig, lag vier lange Wochen am Scharlach danieder. Und nur deshalb, das Kind nicht allein zu lassen, konnte ich dir nicht schon auf dem Schloßplatz entgegeneilen, wie ich so gern, so gern getan hätte.“

„So laß mich wenigstens meinen Fritz, mein teures Kind sehen.“

Auf den Bebenspitzen schlich er dem Alkoven zu und öffnete leise die Tür.

Da lag sein Liebling im süßen Schlaf, die Wangen von einer lieblichen Röte angehaucht. Behend vor Freude und Dank gegen Gott stand der rauhe Kriegsmann dem geliebten einzigen Kinde gegenüber. Nur des Kindes schmale, weiße Hand, die es über den Kopf gelegt, wollte er küssen. Er neigte sich zum Liebling

herab, bei dieser Bewegung klirrte sein Degen auf dem Fußboden, — der Knabe erwachte über das Geräusch.

Verwundert sah er auf den Kriegsmann. Aber nur wenige Augenblicke, da rief er hoch erfreut: „Mein lieber Vater!“ und bald hielt der Überglückliche das Kind in seinen Armen, küßte und drückte es.

„Aber nun gehst du nicht wieder weg von uns, liebes Väterchen!“ sagte der Knabe. „O gewiß, nun mußt du immer und immer bei uns bleiben! Ach, du glaubst gar nicht, wie Mütterchen und ich für dich gebangt und gebetet! Aber nun ist alles wieder gut. Der Herr Doktor hat gesagt, ich werde bald wieder zur Schule gehen können und dann will ich auch recht fleißig sein und dir und Mütterchen recht, recht viel Freude machen.“

Gott segne die Glücklichen!

Es waren einige Monate nach dem Einzug des Schillschen Regiments in Berlin vergangen. Täglich wurden die Husaren im Dienst geübt, um sie mehr und mehr zu mustergültigen Reitern in der kleinen preussischen Armee zu machen. Aber harte Schelt- und Fluchworte, Stock und Fuchtel waren hierbei zur großen Verwunderung der zuschauenden Berliner, die an diese ehemals so harte und entehrende Soldatenzucht gewöhnt waren, verpönt. Besonders aber verstand es Schill, durch eine anständige, fast väterliche Behandlung seiner Husaren das Ehrgefühl dieser und mehr und mehr ihre Liebe zum Dienst zu wecken. Es war eben eine andere Zeit und in dieser auch der früher so geknechtete Soldat Mensch geworden. Auch sollte nicht mehr, wie ehemals, angeworbenes, aus aller Herren Ländern stammendes Gesindel König und Vaterland dienen und beschützen, sondern nur das eigene Volk, der Bürger.

Bei alledem lag aber des Korsen Hand noch schwer auf dem Lande. Die französische Kriegsteuer war kaum zu erschwingen, noch waren die drei Oderfestungen: Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen der Franzosen, deren Einfluß noch immer fühlbar war, noch herrschte das französische Spioniersystem weit und breit,

und mancher ehrliche, patriotische Preuße, der sonst wo und wie seinem Herzen mal Lust machte, mußte riskieren, den Franzosen dadurch verdächtig gemacht, über Nacht von den selbst in Berlin sich herumtreibenden Schergen, seiner Familie entführt, in Kerker und Banden geworfen zu werden. Es waren unleidliche, unerträgliche Zustände, es mußte anders werden. Alles drängte zu einem kühnen Entschluß. Und wie in Berlin und Preußen, so auch in ganz Deutschland. Dabei ging Napoleon auf seiner Siegerhöhe immer eigenmächtiger, unverschämter vor, und wie er Preußen gedemütigt, die spanische Königsfamilie entfernt, das spanische Volk elendiglich geknechtet hatte, so war es sein Plan, auch Oesterreich, das ehemalige alte deutsche Kaiserreich der Habsburger, unter sein Szepter zu bringen, seine schimpflichen Ketten immer enger und enger um Fürsten und Völker zu schlingen.

Noch weilte die preußische Königsfamilie in Königsberg; — sie kehrte erst den 23. Dezember 1809 nach Berlin zurück — weilte dort in der Nähe Rußlands, wider Napoleons Willen. Er hätte sie jetzt schon lieber in Berlin gehabt, hier, gewissermaßen unter den Kanonen seiner naheliegenden Festungen und des nachbarlichen, von ihm geschaffenen Königreichs Westfalen, um sie mehr beeinflussen, wenn nicht mehr knechten zu können, in Summa, den von seinem Volke innig geliebten König leichter unschädlich machen zu können. Der sonst so kluge, weise Tyrann wußte doch nicht, daß er durch rohe Kraft und brutale Gewalt ein treues Volk wohl treten, aber nicht zu zertreten vermochte, und ahnte in seinem Siegestaumel nimmer, daß dereinst das kleine preußische Volk und Land das Flammenzeichen todesfreudiger Erhebung gegen ihn geben würde.

Schon gährte es hier und da. Oesterreich rüstete sich zum Kampf auf Leben und Tod gegen ihn; in den Tiroler Bergen schürten herrliche Volksmänner: Hofer und Speckbacher den grimmen Haß gegen den Unterdrücker; dann war es der schon 1806 von Napoleon verjagte Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, der ein Freikorps gegen den Bergewaltiger organisierte, und in Kassel war es ein Oberst von Dörnberg, der

im stillen für eine Erhebung des Volkes wirkte. Nur in Preußen herrschte äußerlich, scheinbar noch Todesstille.

Die Besonnenen meinten, eine Erhebung unter den jetzigen Umständen führe zu nichts, würde des Königs trauriges Los nur verschlimmern. Alle aber, Besonnene und Kühne, Hohe und Niedere, alt und jung blickten im geheimen auf Schill; in ihren Augen war er und nur er der Magnet, der das Eisen, „Stahl von Männerfaust geschwungen“, wie der hoch patriotische Max v. Schenkendorf später sang, heranzuziehen imstande war.

Ja, nur Schill! Er, gleich kriegserfahren, heldenhaft, kühn, todesmutig; Schill, der glühende Patriot und der ebenso glühende Franzosenfeind. Er, von der Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes getragen: ein Bewußtsein, das seine Tatkraft zu den außerordentlichsten Anstrengungen und Opfern anstrengen mußte.

Immer dringender wurden die Aufforderungen an ihn. Briefe aus allen Gegenden Preußens und Deutschlands gingen ihm zu. Der fragte an: „Schläfst du, Brutus?“ Ein anderer schrieb: „Sie allein sind der Mann, das Zeichen zum Losbrechen zu geben. Ihr Name gilt dem Volke für eine Gottheit, an die jeder mit fester Zuversicht glaubt.“ Ein dritter forderte ihn auf: „Es gilt kein Säumen mehr! Schlagen Sie los und Tausende und aber Tausende werden Ihnen folgen!“

Es ist erklärlich, daß solche Aufforderungen in Schills Seele zünden mußten. Aber weit mehr noch als diese war es die gottbegeisterte Liebe zu König und Vaterland, die seinen Entschluß, die Fahne der Freiheit aufzupflanzen, mannhaft vorzugehen, mehr und mehr zur Reife brachte.

Wir finden Schill an einem Abend in der zweiten Hälfte des Aprilmondes 1809 mit einigen Vertrauten in seinem Quartier. Vor ihnen liegt eine Landkarte der ehemaligen preussischen Länder. Die Unterhaltung ist nur eine halbblaute, es gilt Spione und Späher abzuhalten.

Schill hat bereits den ersten Schritt in der kühnen Sache getan: vertraute Boten entsandt, die Stimmung in den Städten und auf dem platten Lande zu erkunden. So in die Altmark den

resoluten Leutnant v. Ratte, nach Böhmen, zum Herzog von Braunschweig, den ihm bereits schon sehr lieb und teuer gewordenen jungen Albert von Wedel. Letzteren hatte er hauptsächlich deshalb gewählt, weil niemand in dem jungen, schmucken, fast mädchenhaft aussehenden Albert eine „Person in so wichtigen Angelegenheiten“ geahnt haben würde.

Die Rückkehr beider stand für heute Abend in Aussicht.

„Nur die Altmark gewinnen,“ sagte einer der Kameraden Schills, der Leutnant François. „Hier schlagen treue preußische Herzen und die Altmärker haben schon einmal ihrem angestammten Fürstenhause große Dienste geleistet, damals, als die Schweden in Brandenburg hausten und der große Kurfürst fern von seinem Lande war. Jetzt gilt's wieder, für das angestammte Fürstenhaus einzustehen und gewiß geben die Enkel ihren Vorfahren an Mut und Treue nichts nach.“

Die Thür wurde leise geöffnet. Leutnant v. Ratte trat in das Zimmer.

„Nun,“ fragte Schill hastig, „die Sache in guter Ordnung?“

„Laßt mich nur erst etwas verschmaufen,“ erwiderte Ratte. „Donner und Wetter,“ rief er dann, „das war ein Ritt! Bin von Magdeburg bis ziemlich nach Berlin plein carrière geritten. So vorsichtig ich auch handelte, die Franzosen waren dennoch auf meine Spur gekommen; sie müssen allüberall ihre verdammten Spione haben! Noch an der Elbe gab ein feindliches Peloton Feuer auf mich ab und daß ich mit heiler Haut davon gekommen bin, ist wirklich ein blaues Wunder.“

„Aber die Hauptsache?“ fragte Schill. „Wie steht's?“

„Wie steht's?“ wiederholte Leutnant von Ratte. „Das Volk ist überall gut preußisch, gut deutsch gesinnt, möchte den verdammten Franzosen je eher, je lieber den Hals brechen, — aber es wagt es jetzt noch nicht, eine eiserne Hand hält es nieder. Das aber weiß ich bestimmt, käme der rechte Mann, der den Bauern seinen mächtigen Geist einzublasen verstände, sie würden ihm folgen bis in den Tod. Auch habe ich in Kassel mit dem Oberst

von Dörnberg gesprochen. Kameraden," rief er hier, „das ist der rechte Mann nicht, der das Volk mit sich fortzureißen imstande ist. Er überlegt und erwägt zu viel, hat zu viele Mitwisser seines Geheimnisses und daß es nicht schon jetzt verraten, ist wieder ein Wunder für mich. Bei solcher Sachlage in der Altmark und Hessen meine ich, wir schicken ihnen von Berlin aus den r e c h t e n Mann, und der sind Sie, Herr Major von Schill.“

Wieder öffnete sich vorsichtig die Stubentür und es schlüpfte der junge Albert von Wedel herein. Einen Blick über die Versammelten werfend und nur treue, zuverlässige Männer gewahrend, rief er: „Hurra, unsere Sache steht gut! Der Aufruf des herrlichen, mutigen Erzherzogs Karl von Österreich, vom 15. April datiert, hat eine außerordentliche Aufnahme im ganzen Kaiserreich gefunden.“ Hastig zog er ein Exemplar dieses aus der Brusttasche und las den wichtigsten Passus: „Wir kämpfen nicht um spezielle österreichische Interessen, wir kämpfen, um die deutsche Unabhängigkeit und Nationallehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die große, heilige Sache Deutschlands! Nur der Deutsche, der sich selbst vergift, ist unser Feind!“ — Auch noch andere Aufrufe gehen in Böhmen und Mähren von Hand zu Hand," fuhr der junge Albert von Wedel fort. „In dem einen heißt es: „Erwacht aus dem Todesschlaf der Schande, ihr Deutschen! Genug, übergenug des Druckes, der Willkür und Gewalt dieser frechen Eindringlinge! Jetzt ist es Zeit, soll unser Name nicht zum Spottruf für Jahrhunderte werden! Die Spanier haben uns gezeigt, was ein Volk für das Vaterland zu tun und zu opfern imstande ist. Die Verteidigung Saragoßas, wo selbst Weiber, Knaben und Mädchen die Waffe zur Hand nahmen, um den übermütigen Feinden Tod und Verderben zu bringen, wird für alle Zeiten in den Büchern der Geschichte leben und glänzen. — Doch rasch muß gehandelt werden, Napoleon wird von zwei Seiten angegriffen: an der Donau und in den Tiroler Tälern. Dorthin hat er seine ganze Heereskraft zu werfen, während wir in Norddeutschland schon mit feinen Schergen fertig werden wollen.“

Der mutige Jüngling hatte sich ganz außer Atem gesprochen; — Schill schloß ihn hoch erfreut in seine Arme.

„Ich bin noch nicht fertig!“ sagte Albert weiter. „Ja, rasch, rasch muß gehandelt werden! Jeder Tagesaufschub ist ein Treubruch, ein Verrat an der großen, heiligen Sache unseres Königs, unseres Landes! Denn hören Sie, meine Herren, was ich gestern in Dresden vernommen habe. Napoleon wirft Gegenminen auf und hat bei allen gegenwärtig ihn umgebenden Gefahren dennoch ein scharfes Auge auf Preußen gerichtet. So hat er einen Haftbefehl gegen unsern herrlichen Minister Stein, die Seele der Wiedergeburt Preußens, erlassen. Doch gottlob, der brave Mann erhielt rechtzeitig noch Kunde davon und hat sich nach Rußland geflüchtet.“

„O, unser armer König!“ rief Schill. „So die Glenden es wagen, seinen selbstgewählten Minister zu bedrohen, wiederum frevelnde Eingriffe in seine und des Landes Rechte zu tun, so dürften sie den König mit noch größerem Haß beschweren.“

Ein lauter Unwille über dies Gebahren der Franzosen ging durch den kleinen Kreis.

„Kameraden, Freunde,“ nahm Schill das Wort wieder, „da müssen wir kühn vorbauen, jäh wie ein Wettersturm über Napoleon und seine Sippschaft herfahren!“

„Darf ich?“ fragte jetzt der alte Jochem Buch zur halbgeöffneten Thür hereinsprechend.

„Du darfst, alte, treue Seele,“ sagte Schill.

„Dieser Brief ist mir soeben im Hausflur von einem unbekanntem Mann übergeben worden.“

Schill erbrach ihn hastig, überflog ihn und las dann den Inhalt laut: „Dem französischen General v. Michaud in Magdeburg ist Ihr beabsichtigtes Unternehmen nicht mehr unbekannt. Entschließen Sie sich schnell: Flucht nach England oder sofortiges Losschlagen.“

Eine Minute lang standen alle wie erstarrt da.

Schill ergriff das Wort zuerst wieder. „Flucht oder Losschlagen!“ rief er begeistert. „Da ist für mich und gewiß auch

für Sie alle, meine Herren, keine Wahl. Wo alles auf dem Spiele steht, muß auch alles gewagt werden. Eine große Zeit erfordert auch große Mittel! Außerordentliche Umstände entschuldigen auch den scheinbaren Ungehorsam. Möge mein heißgeliebter König mir und Ihnen den Schritt verzeihen. Alles für ihn, und lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende! Wer von Ihnen, meine Herren Kameraden, Freunde und Brüder, so denkt wie ich, der —“

Er sprach's nicht aus. Die Schwerter fuhren aus der Scheide, funkelten im Lichtstrahl und alle riefen wie aus einem Munde: „Ja, ja, lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!“

„Ich danke Ihnen, Kameraden,“ sagte Schill. „Doch noch eine Bitte: niemand darf außer uns sechsen: François, Jahn, die beiden Wedel und Stodt von unserm Plan erfahren. Der Verräter stirbt von meiner Hand. Schwört mir Treue.“ Er streckte seine Klinge aus, die der anderen legten sich kreuzweis darüber. Sie schwuren: Treue dem König bis in den Tod!

Viertes Kapitel.

Es war am 28. April 1809, in der dritten Nachmittagsstunde, als Schills Husarenregiment, nach dem an die Leute ergangenen Befehl: „Feldkriegsmäßige Ausrüstung“ unter schmetternden Hörnerklängen zum Halleschen Thor aus Berlin zog. Die Trompeter bliesen das Lieblingsstück des Korps, die so anfeuernde Melodie des Schillerschen Reiterliedes:

„Wohlauf, Kameraden, wohlauf aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!“

Keiner hatte einen andern Gedanken, als daß es sich nur um eine Übung handle.

An der Spitze des Zuges ritt Schill mit seinem Adjutanten Karl von Wedel. Ernst und ruhig schauten beide drein, während die Husaren untereinander immer heiterer wurden.

Nachdem auf einer neben der Straße belegenen Wiese Halt gemacht und die Pferde etwas verschnauft hatten, ging das Exercieren los. Es hatte vielleicht eine halbe Stunde gewährt, da erschallte Schills Kommando: „Regiment Trab!“ Es ging auf der großen Straße nach Potsdam hin. Eine längere Zeit im flotten Trabe geritten, ertönte das Kommando: „Halt!“ Dann: „Zum Kreise rechts und links schwenkt! Marsch!“

Schill hielt in der Mitte des Kreises, seine sämtlichen Offiziere neben ihm.

„Kameraden,“ sprach er alsbald mit lauter, kräftiger Stimme, „der Augenblick ist endlich gekommen, um zur Rettung des Vaterlandes auszuziehen. Den Feind kennt ihr alle! Er hat unser Volk schwer getreten, die Rechte der Menschheit verkürzt, zertrümmert, die heiligsten Bande, die Fürsten und Völker umschlungen, zerrissen. Insbesondere hat der Feind unserm preussischen Vaterlande, unserm inniggeliebten König und der herrlichen Königin Luise unsäglichen Kummer bereitet. Das darf nicht länger so bleiben! Oesterreich besonders geht uns mit einem glänzenden Beispiel kühner, gottbegeisterter Erhebung vor. In Hessen ist der Aufstand vorbereitet, von Böhmen her wird der heldenmütige Herzog von Braunschweig heranstürmen. Sollen wir, die Preußen, ruhig zusehen, wenn alle anderen Völker sich aufraffen, ihn zu verderben! Nein, das dürfen, das wollen wir nicht, wir wären ewiger Schande wert. Mein Plan ist mit einigen braven Männern längst gefaßt. Sprecht, wollt ihr mir helfen, die schimpflichen Fesseln zu zerbrechen und unserm geliebten Vaterlande auf Grund seiner Geschichte, Bildung und Kraft wieder die ihm gebührende Stellung unter den Staaten und Völkern zu verschaffen? Wollt ihr?“

Eine drückende Pause herrschte; Stille des Grabes und Todes lag über dem Regiment. Aber — es war nicht Mutlosigkeit, nicht Furcht, sondern nur das Neue, überraschende und jetzt schon nimmer Erwartete.

Dem Major von Schill prickelte das Blut in den Adern. Einen entschlossenen, flammenden Blick über die Husaren werfend,

fuhr er fort: „Ihr schweigt! Nun dann hört. Ich zwingen keinen, den Ehrenritt mitzumachen. Wer Bedenken trägt, möge nach Berlin zurückkehren. Tragt ihr's alle — in Gottes Namen Kehrt! Mich aber, euren Führer, sollt ihr vor euren Augen“ — er riß eine Pistole heraus — „sterben sehen!“

In diesem Augenblicke brach der verhaltene Sturm los. „Es lebe der König! Es lebe unser Schill!“ klang und jubelte es aus den 600 Kehlen und immer von neuem wieder ertönten diese mächtigen Rufe. Freilich wohl nur in dem Glauben, sie seien der Vortrab eines größeren Heeres.

„Das habe ich von euch erwartet!“ rief Schill, und die ihm näher standen, bezeugten nachher, daß es in diesem Moment wie eine große, heilige Todesweihe auf seinem Gesicht gelegen.

Die Trompeten erklangen von neuem. Mutig ging es auf Potsdam zu. Hier wurden die Büchsen und Gewehre in Empfang genommen, die Freunde Schills bei zwei Büchsenmachern bestellt hatten. In der Frühe des andern Tages war das Korps bereits acht Meilen von Berlin weg. Schills Ausbleiben hatte dort großes Aufsehen erregt. Viele aber ahnten sein Vorhaben.

Schills Plan war, Magdeburg zu überrumpeln. Er mußte aufgegeben werden, da bereits der Kommandant, General von Michaud, Kunde von Schills Unternehmen erhalten hatte und schleunigst alle Vorkehrungen gegen einen Handstreich traf. Schill rückte dafür auf Wittenberg, das damals sächsisch war und nur eine schwache Besatzung hatte. Die meisten seiner Offiziere stimmten für Erstürmung des Places, so der alte Kommandant nicht freiwillig die Tore öffnete. Schill war dagegen. Er kannte das Schicksal der mit stürmender Hand genommenen Plätze, am wenigsten wollte er dies einer friedlichen Nachbarstadt bereiten. Nach einem Abkommen mit dem Kommandanten marschierte er unbelästigt von der Besatzung über die Elbbrücke ins Anhaltische. In Dessau wurde er von der Bevölkerung mit großem Jubel empfangen. In dem nahen Köthen, dessen Herzog ein großer Verehrer Napoleons war, wurden die öffentlichen Kassen mit Beschlagnahme belegt, auch eine Menge Waffen aus dem Depot entnommen.

Eine, schon in Dessau gedruckte, und nun hier verteilte Proclamation, von Schill selbst in den begeistertsten Worten verfaßt, hatte die erwartete Wirkung nicht. Der für die Errettung seines Vaterlandes glühende Patriot hatte gemeint, daß ihm sofort Tausende zuströmen, daß sich das Volk wie ein Mann erheben würde, und — das Volk blieb stumm. Es war eben der rechte Augenblick noch nicht gekommen, in gemeinsamer Erhebung die Ketten zu zerbrechen. Was Schill da gefühlt haben mag? Aber sein Mut und sein Vertrauen zu der einmal begonnenen Sache sollte noch mehr geprüft werden. Die Nachricht lief ein, daß Erzherzog Karl von Oesterreich bei Regensburg vollständig geschlagen sei, daß Napoleons Siegesmarsch auf Wien, die österreichische Kaiserstadt, ginge. Desgleichen war auch Dörnbergs Plan, in dem Kurfürstentum Hessen einen allgemeinen Aufstand zu erregen, fehlgeschlagen, Dörnberg selbst auf der Flucht.

Schwerer aber, viel schwerer noch traf Schill der Inhalt eines Schreibens des Kommandanten von Berlin, General von Vestocq. Er ward aufgefordert, schleunigst zurückzukehren. Er habe den König von Preußen schwer kompromittiert; *sein Ausmarsch* aus Berlin sei einer Desertion gleich.

Schills Quartier befand sich in der Nacht vom 4. zum 5. Mai in einer elenden Bauernhütte, einige Meilen von Magdeburg. Ihn umgaben seine Getreuesten: François, Stocß und Karl von Wedel.

Das Schreiben Vestocqs lag offen auf dem Tisch.

„Ich, ein Deserteur?“ sagte Schill, und in seinen dunklen Augen standen Bornestränen.

„Nach den Kriegsgesetzen,“ sagte Leutnant François ernst, „ist es allerdings eine Desertion. Aber — es ist vor den Augen des Königs, vor den Augen der Welt keine mehr, so unser kühnes Unternehmen von Erfolg ist. Ganz Deutschland wird uns dann zujauchzen und uns als Befreier feiern. Oesterreichs Niederlage ist noch nicht die unsere, der unterdrückte Aufstand in Hessen könnte leicht durch einen zweiten, der besser vorbereitet ist, zur

Erhebung des ganzen Volkes führen und jetzt, wie sie in Berlin raten, u m k e h r e n , wäre allerdings vor den Militärgesetzen gehorsam, aber — bei Gott — nicht mutig, nicht ehrenvoll. Die Brücke hinter uns ist abgebrochen. Wir müssen v o r w ä r t s ! und es ist sicher mannhafter und ehrenvoller für uns, von französischen Kugeln sterben, als von den befohlenen unserer preussischen Brüder auf einer entlegenen Nichtstätte Berlins dahinsinken. Diese würde uns freilich zu Deserteurern stempeln — hu, mir grault's — jene aber uns zu Helden erheben, deren Namen ruhmvollst fortleben, Helden für die heiligsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland gefallen."

Schill atmete auf. An Stöck und Wedel sich wendend, fragte er: „Und Sie, meine Herren?"

„Ich denke wie François," sagte der erstere; Karl von Wedel: „Keine schimpfliche Umkehr, mutiges, siegreiches Vorwärts!"

„Nun dann, offen gesagt," rief Schill, „ein siegreiches Vorwärts ist auch meine Meinung, und ich wiederhole meine Losung: Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende! Wir haben durch unsern eigenmächtigen Ausbruch an die Weltgeschichte appelliert und das Urtheil dieser wird dereinst ein mildes, ein — gerechtes sein. Aber wie operieren wir?"

„Ich bin dafür, daß wir nach der Altmark gehen und von hier aus Westfalen zu erreichen suchen," sagte Stöck.

„Nein, nicht dorthin," riet Karl von Wedel, der überhaupt ein sehr ruhiger und überlegender Mann war. „Nach Dörnbergs Unternehmen wird man dort sehr auf der Hut sein und Napoleon kann von Bayern aus auch schneller als von sonstwo starke Truppenmassen in den südlichen Teil Hessens werfen. Mein Rat wäre, eine Verbindung mit Oesterreich anzuknüpfen versuchen, eine möglichst rasche Vereinigung mit dem Braunschweiger Herzog anstreben. Er steht in Böhmen. Napoleons Weg von Regensburg bis Wien ist noch immer ein weiter und an e i n e r verlorenen Schlacht geht Oesterreich noch lange nicht zu Grunde."

Da nahm Schill das Wort. „Alle diese Vorschläge und Pläne haben etwas für sich. Aber der beste Plan ist doch wohl,"

sagte er, „wir ziehen nach Norden, ins Mecklenburgische. Hier nur kann sich unser Korps bedeutend verstärken. Land und Städte dort aber sind weit weniger von französischen Besatzungen belästigt. Und drängen die Feinde von Magdeburg und Kassel auf uns heran, haben wir“ — er atmete tief auf — „das Meer vor uns.“

Draußen wurde es lebendig; ein Stimmengeräusch erhob sich, Waffen klirrten.

„Was gibt's da?“ fragte Schill und wollte eben die Stube verlassen, als ihm auf der Türschwelle der Husar Albert von Wedel entgegentrat und ihm ordonnanzmäßig rapportierte: „Von Magdeburg her rückt eine bedeutende Heeresabteilung gegen Todendorf heran.“

„Ha, diese Nachricht kommt mir gelegen!“ rief Schill begeistert und eilte mit seinen Vertrauten zur Stube hinaus.

Die Trompeten erklangen, Trommeln wirbelten. Letztere zwar nur für etwa 150 Mann Infanteristen, die sich bis jetzt auf dem Marsche den Schillschen angeschlossen, aber doch immer in dieser aparten Lage willkommen.

Am 5. Mai früh standen die Schillschen in der Nähe des Dorfes Todendorf dem Feind gegenüber. Er hatte seine Stellung in drei Vierecken formiert. Es waren französisch-westfälische, also deutsche Truppen, die hier Schergendienste für den Unterdrücker der deutschen Freiheit übernommen hatten. Sie zu bewegen, ihre Waffen nicht gegen ihre deutschen Brüder zu wenden, hatte Leutnant Romberg den Mut, ihnen entgegenzureiten und sie aufzufordern, der heiligen Sache des Vaterlandes beizutreten.

Romberg hatte kaum seine Ansprache begonnen, da sank er schon, von mehreren Kugeln getroffen, in den Tod. Schill schäumte vor Wut und auf sein weithallendes Kommando: „Vorwärts!“ stürzten sich sofort drei Schwadronen (400 Mann) und etwa 50 Jäger hochbegeistert auf die feindlichen Vierecke.

Einige Augenblicke stuzten die Braven vor dem ihnen von allen Seiten entgegenprasselnden Kugelregen, ja einzelne Züge

wollten schon Kehrt machen. Da rief einer der jüngsten, wenn nicht gar der allerjüngste unter den Husaren — Albert von Wedel —: „Ein Hundsfott, wer umkehrt!“ Mit hoch geschwungenem Säbel setzt er sich an die Spitze, spornet sein Roß zum Todesprung über die gesenkten feindlichen Bajonette, bildete dadurch eine Gasse für die mutigen Kameraden hinter ihm und nun drin, beginnt ein von beiden Seiten mit größter Wut geführter, blutiger Kampf. Anfangs schwankte der Sieg, als aber aus der Mitte der übrigen gesprengten Vierecke das siegreiche Hurra hinüberscholl, da ging es mit vernichtender Kraft und Gewalt ans Aufräumen. Schwerter, Kolben und Kugeln wüteten. Jeder Widerstand der Feinde war vergeblich. Wer nicht niedergeschlagen, wurde gefangen genommen. Außerdem bestand die gemachte Beute aus einer großen Zahl Gewehre und Degen, drei Fahnen und zwei Munitionswagen.

Mit seinem sonst so jugendfrischen, jetzt von Heldenblut bedeckten Antlitz, das eine französische Klinge arg gezeichnet, aber dennoch fest im Sattel sitzend, stattete Albert von Wedel dem Major von Schill, seinem väterlichen Freunde, Rapport ab.

„Ich gratuliere, Herr Leutnant!“ rief er. „Ja, noch höher hinauf, da Sie der erste in dem dritten feindlichen Viereck waren, den anderen den Sieg bahnten — Herzog von Dodendorf!“

Und alle Umstehenden riefen neidlos, hoch erfreut, begeistert: „Hoch, hoch, hoch, Herzog von Dodendorf!“

Lächelnd sagte Schill: „Ich mach's dem Napoleon nach, der auch seine tapfersten Männer noch auf dem Schlachtfelde häufig zu Herzogen und Fürsten erhob. — —

Das war ein frischer, mutiger Siegesklang der von Dodendorf und bald erklang er weiter und weiter durch alle deutschen Gauen und Länder.

Bei den Schillschen selbst aber wurde die helle Siegesfreude und das militärische Bewußtsein schon wieder am andern Tage sehr getrübt. Ein Aufruf des Königs Hieronymus von Westfalen, eines Bruders des Kaisers Napoleon, kam zu ihnen, in welchem

Major von Schill für vogelfrei (das heißt für einen, den jedermann ungestraft töten konnte) erklärt ward und auf seinen Kopf 10 000 Francs Belohnung gesetzt wurden. Auch wurden er und die Seinen als „Räuber“ bezeichnet und gedroht, jeder, der ihm anhing oder ihm Vorschub leistete, solle mit Pulver und Blei bestraft werden. Dennoch strömten nach dem Siege von Dodendorf viele hundert mutige Jünglinge aus allen Gegenden Deutschlands dem kühnen Führer zu, und bald hatte er, was er bei Dodendorf schmerzlich entbehrt, ein Bataillon Infanterie unter seiner Fahne.

Da erhob in Schills Seele die Hoffnung noch einmal, wenn auch nur leise, ihre Flügel. Er fühlte: hatte seine Sache Erfolg, würde und mußte ihm — dem Jubel und Dank des gesamten befreiten deutschen Volkes gegenüber — auch sein König verzeihen.

So blieb es bei dem gefaßten Entschluß: nach Norden! Und das Vertrauen zum glücklichen Ausgang des kühnen Unternehmens stieg bald noch dadurch, daß sich das gleichfalls von Berlin weggeschlichene Bataillon Infanterie von Quistorp, in der Gegend von Tangermünde ihm jubelnd anschloß.

„Es ist dies der schönste Tag meines Lebens,“ sagte Schill zu Quistorp, diesen enthusiastisch umarmend.

Bereint, unter fröhlichem Sang und Klang ging es weiter und weiter hinauf, von keinem Feind belästigt. Am 15. Mai wurde Werben, am 16. Schnackenburg erreicht.

Hier erhielt Schill die Nachricht, daß ihm der holländische General Gratien mit 5000 Mann den Weg nach der Nordsee zu verlegen beabsichtige. „Dann gehen wir zur Ostsee!“ sagte Schill unbefangen und mutig. Doch den Weg dahin versperrte die kleine, von den Franzosen besetzte mecklenburgische Festung Dömnitz. Für die siegreichen Schillschen gab es keine Hindernisse: Dömnitz wurde genommen, die „Schelmenfranzosen“ hinausgejagt. Ebenso glücklich kämpfte Schill bei Damgarten, fügte dem Feinde großen Schaden zu, warf dann am 25. Mai die kleine französische Besatzung aus Stralsund heraus und setzte sich hier nun selbst fest.

Die Mehrzahl seiner Offiziere war dagegen. Die Schillschen

paßten weniger zur Verteidigung einer Festung, sondern mehr für den kleinen Krieg im freien Felde. Schill verwarf die Bedenken seiner Freunde, — sein Verhängnis riß ihn fort. —

Fünftes Kapitel.

In Stralsund! —

Zur Zeit des 30 jährigen Krieges eine sehr starke Festung, die der gewaltige Herzog von Wallenstein monatelang vergeblich belagerte und die seine gottlose Drohung: er müsse Stralsund haben und sei es auch mit Ketten an den Himmel geschlossen, verspottete.

Jetzt war Stralsund ein Eigentum der Schweden und in den traurigsten Zuständen. Die Wälle waren zum größten Teil abgetragen, die Gräben zugeschüttet, die Außenwerke gänzlich vernachlässigt. Doch dies alles schreckte den willensstarken Schill nicht ab, feuerte nur seine Kräfte um so gewaltiger an. Er gedachte aus Stralsund ein zweites Kolberg zu machen, ein Bollwerk, daran sich die Feinde die Köpfe zerschellen sollten.

Die Gefahr drängte; Gratiens rückte näher und näher. Tag und Nacht mußten jung und alt, Vornehme und Geringe an den Wällen arbeiten; das Versäumte sollte schleunigst nachgeholt werden. Oftmals stand Schill auf einem der Ausfalltürme und blickte über das Meer hin. Seine erregte Phantasie zauberte ihm für den unglücklichsten Fall englische Rettungsschiffe vor. Es mußte gehen! —

Heldenträume! Noch einmal forderten ihn seine Getreuen auf, die Stadt zu verlassen, den Feinden im freien Felde die Stirn zu bieten. Umsonst; er wagte mit etwa 1200 Mann gegen 5000 die Stadt zu behaupten.

Dieser Eigenwille zeitigte hie und da eine böse Frucht unter den Seinen: den Unwillen. Den Leutnant Bluhm, der diese Meinung ungescheut vor der Front aussprach, schoß Schill nieder.

Schills Quartier war im Hause der Frau v. Wedel. Die patriotische Frau hatte es sich nicht nehmen lassen, den vaterländischen Helden zu bewirten.

Am Abend des 30. Mai hatte alle ein kleines Mahl im Hause der Wirtin versammelt: die Hausfrau selbst, ihre beiden Söhne, Schill und Jahn. Wie war Schill sonst in solchen kleinen Freundeskreisen so heiter gewesen! Heute wollte keine rechte fröhliche Stimmung aufkommen. Frau von Wedel stieß mit ihm auf ein glückliches Gelingen seines nächsten Vorhabens an. Hierbei zersprang Schills Glas; der rote Wein floß über seine Uniform und das Tafeltuch. Alle waren unangenehm überrascht, ja niedergedrückt. Der resolute Schill suchte diese Stimmung zu verscheuchen. Heiter und fröhlich rief er: „Wie dieses Glas zersprungen, werde ich meiner Feinde Macht in Trümmer legen! Dies Rot bezeichnet Feindesblut! Hurra!“ Dennoch blieb die Stimmung während der ganzen Tafel eine gedrückte.

Ziemlich zu Ende des Mahls faßte sich Frau v. Wedel ein Herz und sagte erst in größter Vorsicht, dann wärmer, drängender: „Herr Major! Gestatten Sie auch mir ein Wort, nehmen Sie es auf, als käme es aus der eigenen Mutter Herzen. Verharren Sie nicht hier in Stralsund! Der Feind rückt näher, dürfte bald heran sein. Die Werke widerstehen seinem Angriff nicht. Es fehlen Ihnen Mannschaften und Kanonen, sie zu besetzen, zu verteidigen. Die Schillschen sind nicht gewohnt, hinter Wällen und Mauern zu kämpfen, sondern nur dem anstürmenden Feinde die Stirne zu bieten. Schlagen Sie sich durch, wenn Ihnen die Holländer auf die Fersen kommen, setzen Sie nach Rügen über, nach Schweden, England — hier, hier sind Sie verloren!“ —

Auch in den Augen der beiden Wedel und Jahns lag dieselbe Bitte. Einige Augenblicke sah Schill, wie überlegend, vor sich hin. Bald aber die Feueraugen wieder emporrichtend, rief er: „Ich bleibe hier! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich hier bleiben muß! Meine Husaren werden tapfer kämpfen —“ seine Stimme wurde sanfter, leiser, „hat es aber das Schicksal anders bestimmt — jeder Ausgang ist ein Gottesurteil.“

Die kleine Tafelrunde brach auf. Schill rief nach dem alten Jochem, ihm das Pferd zu satteln. Er wollte noch in der Nacht einige Posten bereiten. Als Jochem mit dem Tiere zur Stelle war, konnte auch die alte, treue Seele die Worte nicht unterdrücken: „Wir werden doch hier in keine Falle gegangen sein, Herr Major?“

Schill hatte keine Antwort darauf. Er gab seinem Rosse die Sporen und dahin flog er.

Es war in den Vormittagsstunden des 31. Mai, als von der am Triebseer Tore aufgestellten Feldwache die Nachricht einlief: „Der Feind sei in Sicht! Von Richtenberg her rücke er in Eile heran!“

Schill war bei dieser Kunde ganz Seele, ganz Mut. Rasch wurden alle Tore der Stadt besetzt, alle Schanzarbeiter mußten die Schaufeln und Hacken wegwerfen und zu den Gewehren greifen. Die Kavallerie erhielt ihre Stellung auf dem Markte angewiesen, um von hier sofort nach allen bedrohten Punkten der Stadt flanieren zu können.

Am Triebseer Tore attackierte der Feind zuerst. Schon fielen seine wuchtigen Schwerthiebe und Kolbenstöße Schlag auf Schlag auf die hölzerne Gewandung, als sich plötzlich die beiden Torflügel öffneten und die dahinter aufgepflanzten drei Kanonen ein mörderisches Kartätschenfeuer gegen die Stürmenden entsandten. Der Feind wurde hier zurückgeschlagen, während er sich mit voller Kraft auf das Kniepörtor warf. Hier kämpften beim Mangel an Infanterie die abgeseffenen Husaren der vierten Schwadron, mit ihnen etliche Bürgerkompagnien.

Schill, hoch zu Roß, ermahnte die Verteidiger zum mutigen Standhalten, worauf er auf den Markt zurücksprengte. Hier bei den Husaren hielt Leutnant Brümman. „Herr Major,“ rief er, „geben Sie Befehl zum Abtritt aus bedrohte Kniepörtor! Befehl zum Einhauen!“

„Noch nicht, Kamerad!“ rief ihm Schill zu. „Erst sollen sich diese Holländer die Hörner ablaufen! Dann aber alle drauf, drauf!“

In diesem Augenblick erhielt Schill die Kunde, daß sich am Triebseer Tore der Feind von neuem setze. Schill flog dahin. Eben weg, kam die Nachricht: der Feind sei am Kniepertore bereits in die Stadt gedrungen.

Jetzt warf sich Leutnant Brümman mit den Husaren der immer höher steigenden Sturmflut entgegen. Ein beispiellos erbitterter Kampf begann. Dennoch waren die Schillschen bald hier im Nachteil, denn die Feinde waren durch etliche Quergassen vorgedrungen und standen zum Teil schon den mutigen Husaren im Rücken. Bei diesen stand der jüngere Wedel. Schon in den linken Arm verwundet, achtete er die Schramme nicht. Bei seiner Kenntniß von den engen Straßen und Gassen Stralsunds, empfahl er Brümman schleunigst, einen Ritt durch einen schmalen Eingang zur Fährstraße, rettete dadurch einen großen Teil der Husaren.

Bei der Kunde von dem gefährlichen Stand der Dinge sprengte Schill mit seinem Adjutanten Karl von Wedel vom Triebseer- nach dem Kniepertore. An einer Straßenecke angekommen, ruft Karl von Wedel: „Rechts ab, Herr Major! Rechts ab!“

Bei dem entsetzlichen Waffenlärm, Kanonen- und Gewehrsalven, dem Hurrarufen der Holländer und dem Jammergeschrei der Bürger und Bürgerinnen hört aber Schill den Zuruf nicht. So jagt er wie rasend dahin, kommt anstatt in die Gassen, die zum Kniepertore führen, auf eine ganz andere Stelle der Stadt, in die Nähe des Wedelschen Hauses, während von der anderen Seite schon holländische Jäger vordringen. Vom Fenster aus erkennt Frau von Wedel die große Gefahr des Helden. Da ist Denken und Handeln eins bei ihr. Sie stürzt in den Hausflur, öffnet den Torweg und ruft: „Hier durch, Herr Major! Hier durch!“ Zum Glück vernimmt Schill den Ruf, ist im Hausflur, wird, vom alten Jochem über den langgestreckten Hof geführt, um durch ein Scheunentor rascher zum Kniepertore zu gelangen.

Bersprengte, zerrissene, blutende Haufen gewahren den kühnen Führer, schließen sich todesfreudig ihm von neuem an. So geht es eine ganze Strecke vorwärts.

Da in der Fährgasse stößt Schill plötzlich auf einen größeren Feind. Wie ein Sturmwetter stürzt er und die Seinen diesen entgegen. Er will, er muß eine Gasse haben. Furchtbar rasseln die Klingen gegeneinander, vernichtend hagelt das Todesblei hüben und drüben. Mit gewaltigem Schenkeldruck setzt Schill in den immer dichter um ihn sich drängenden Feindeshaufen. Fast ist er hindurch, da — ein neuer geschlossener Kreis ergrimmtter Feinde vor und hinter ihm. So drängte sich der Knäuel wieder dem Markte näher. Schill kämpfte mit wahrhaft riesiger Kraft, nach allen Seiten hin fallen seine alles zerschmetternden Schwert- hiebe hageldicht, und noch ist er selbst — unverwundet. Der holländische Generalstab sprengt ihm, im Moment, wo er in eine Seitengasse hineinjagen will, entgegen.

Er wird erkannt. „Ergib dich, Schill!“ ruft ihm der General Carteret entgegen.

„Nimmer!“ antwortet der kühne Schill, „und erst bestell’ du, Hundsfott, Quartier!“

Ein gewaltiger Schwertthieb Schills, und der General sinkt mit zerschmettertem Schädel tot aus dem Sattel.

Das war das letzte Aufglühen seiner Heldenseele. Der Ruf ertönt aus den Reihen der Holländer: „Schill! Schill!“ und nun begann die wilde Jagd auf ihn. Schill wehrte sich wie ein verwundeter Löwe. Viele noch sanken unter seinen Schwertthieben in den Tod. Doch der Feinde werden mehr und mehr und das Drängen um ihn wird enger und enger. Er blutet aus mehreren Wunden; seine Kräfte erlahmen, dennoch aber hält er sich aufrecht im Sattel, spornt noch einmal sein getreues Roß. Wiehernd durchbricht es den Kreis und versucht, selbst mehrfach verwundet, seinen Reiter von dannen zu tragen.

Ein Augenzeuge erzählt: „Geisterbleich, gespenstisch, die Augen geschlossen, wohl gar schon von der Starrheit des Todes gelähmt, hielt sich Schill auch jetzt noch im Sattel. In krampfhaften Todessprüngen, vielleicht ahnend, wissend, welch köstliches Gut es trage, eilte sein Roß mit ihm auf den Marktplatz.

An einem Brunnen, wo holländische Jäger um einen ihrer

schwer verwundeten Kameraden beschäftigt waren, wurde der gespenstische Reiter von einigen erkannt.

„Schill! Schill!“ erschallt es jubelnd aus dem Kreise, und sofort liegen zehn, zwölf Gewehre auf ihn im Anschlag, knallen und jetzt erst — jetzt erst sinken Reiter und Roß in den Tod. Doch als könnte selbst der Tote ihnen noch gefährlich werden, hauen und stechen sie in viehischer Lust noch auf ihn los. Dann erst, über und über mit Blut und Wunden bedeckt, zerrissen, unkenntlich, ließen sie den Leichnam liegen.

Hier und da kämpften noch immer kleine Trupps der Schillschen gegen die feindliche Übermacht. Vergebens; teils wurden sie niedergehauen, teils gefangen genommen.

Als am Nachmittage die Toten in den Gassen Stralsunds aufgenommen wurden, fand man auch Schills Leiche. Viele aber zweifelten an ihrer Echtheit. Da ließ sie ein holländischer Oberst unter die Hallen des Rathauses tragen und hier auslegen.

Auch der alte Jochem begab sich dahin. Er erst bewies den Umstehenden an einer Bahnlücke, daß es wirklich sein Herr, Major von Schill sei.

Nach dieser Feststellung des Leichnams befahl General Gratien, ihm den Kopf vom Rumpfe zu trennen, worauf der Rumpf, ohne alle Ehren, in einer abgelegenen Ecke des Stralsunder Kirchhofes verscharrt wurde.

Den Kopf aber sandte er als Trophäe in sein Vaterland, wo er dem Museum zu Leyden überwiesen wurde, bis er im Jahre 1835 nach Braunschweig gelangte und hier endlich seine Ruhestätte fand.

Das war das schauerliche Ende Schills, eines der besten unter den deutschen Männern jener traurigen Zeit. Das Ende eines ritterlichen, ewig unvergessenen Mannes, der, voll glühenden Franzosenhasses, ohne jemals an sein eigenes Schicksal zu denken, der Freiheit eine Gasse brechen wollte. Daß es ihm nicht gelungen, stand bei Gott. Vielleicht daß der Höchste den Tod Schills dazu gebrauchen wollte, das Volk erst mit noch grimmigerem Haß

gegen die Feinde zu erfüllen und dadurch endlich den Tag der Freiheit gluthell heraufsteigen zu lassen.

Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig das Geschlecht.

Im Hause der Frau von Wedel wurden deren zwei Söhne gefangen genommen. Beide waren verwundet: der ältere durch einen Schwerthieb in den Kopf, der jüngere durch mehrere Lanzenstiche.

Frau von Wedel hatte sich vom General Gratien sußfällig die Pflege ihrer Söhne im eigenen Hause erbeten. Der General hatte es ihr gewährt.

Sie und der alte, treue Jochem, der über seines geliebten Herrn Tod ganze Ströme Tränen vergossen, theilten sich in die Pflege. Mit Karls Verletzungen ging es bald wieder besser, bei Albert aber hatte sich noch ein typhöses Fieber eingestellt.

„Ich muß fort!“ rief er in seinen Phantasien, „die Trompeten schmettern! Sie rufen mich! dort, dort! Major von Schill an der Spitze! Ha, wie er einhaut! Die Feinde fliehen! Sieg! Sieg!“

Dann ward er wieder ruhiger und erzählte in gemäßigter Weise: „Auch er sei gefallen und von zwei Engeln in den Himmel getragen worden. Da habe ihn zuerst Schill begrüßt und neben diesem habe eine weibliche Lichtgestalt gestanden, die Königin Luise. Er sei vor ihr niedergesunken und sie habe ihre Hände segnend auf sein Haupt gelegt. Nun aber wurde aus dem Himmel plötzlich eine enge, schauerliche Gefängniszelle,“ fuhr er wieder auf, — „hu, wie schrecklich! — Da seien Soldaten gekommen und hätten ihre Gewehre geladen und auf ihn schießen wollen. Und sie hätten auch geschossen, er sei tot gewesen. Die Königin aber habe ihn getröstet: „Aus deinem Tode sprießt die Freiheit und dein Name wird ewig im deutschen Volke fortleben.“

Die arme Mutter weinte und betete neben dem Bett des geliebten Kindes: Albert genas, und sie und alle dankten Gott dafür. — — —

Leutnant v. Brümman, der gleichfalls in Stralsund gefangen genommen worden war, erhielt die Freiheit, nach seiner Heimat zurückkehren zu dürfen. Die anderen in Stralsund gefangenen Offiziere des Schillschen Korps: Leopold Jahn, Ferdinand Schmidt, Ferdinand Galle, Adolf von Keller, Konstantin von Gabain, Hans von Flemming, Karl von Keffenbrink, Friedrich von Trachenberg, Friedrich Felgentreu und die beiden von Wedel baten um die gleiche Erlaubnis, wurden aber mit ihrer Bitte abgewiesen.

Drei Wochen nach jenem mörderischen Kampf in Stralsunds Straßen bestiegen die genannten elf Schillschen Offiziere einen Bauernwagen und wurden aus der Stadt gefahren.

Wohin? wußte niemand. Eine starke Reiter-Eskorte umgab das Gefährt; doch hatten sie das Wort des Generals von Gratien empfangen, e h r e n v o l l b e h a n d e l t z u w e r d e n.

Karl von Wedel, den verletzten Arm noch in der Schlinge tragend, Albert von Wedel, den verletzten Kopf mit Tüchern und Bandagen umwickelt, auch vom bösen Fieber noch sehr schwach, so fuhren sie dahin.

Der armen Mutter Schmerz war groß. Der alte Jochem begleitete mit Hunderten von Stralsundern die Gefangenen bis auf das nächste Dorf. Die Trennung war für beide Teile sehr schmerzlich.

Als der Volkshaufe jetzt von Dorf zu Dorf immer größer ward, die Teilnahme für die Gefangenen immer herzlicher, und sogar unfreundliche, beleidigende Rufe über die Franzosen aus der Volksmenge laut wurden, gab der Führer der Eskorte seinen Leuten Befehl, das Volk auseinanderzutreiben. Nur mit Mühe gelang es, aber selbst noch aus der Ferne hörte man die deutschen Flüche über die welschen Schergen.

Unter Fremden fuhren die Gefangenen weiter und weiter.

Sechstes Kapitel.

An einem schönen Sommertag des Jahres 1809 fuhr unter den schmetternden Hornklängen des Schwagers Postillon der Postwagen aus den Thoren der kleinen preussischen Stadt Stolpe gen Danzig.

Das geschah nun freilich regelmäßig die Woche zweimal, und wenn wir es hier verzeichnen, geschieht es nur, um uns mit den Fahrgästen bekannt zu machen. Im Innern des Wagens saß Frau von Wedel, an ihrer Seite eine stille, bleiche Frau, der man es auf den ersten Blick ansah, daß sie viel Herzeleid erfahren. Den Rücksitz nahm ihr etwa zwölfjähriger Knabe ein; ein frisches, lebendiges Kind, das seine Blicke nach rechts und links über die Gegend schweifen ließ, bald aber auch wieder der stillen, blassen Frau, seiner Mutter, Hand ergriff, ihr tröstend in die vertweinten Augen sah, als wollte er sagen: „Fasse Mut, Mütterchen, du hast ja mich noch, deinen Friß, und für das andere wird der liebe Gott schon sorgen.“

Neben dem Schwager Postillon auf dem Boß saß der alte Jochem. Seit der Zeit, wo wir ihn in Stralsund verlassen, hatte er ein dauerndes Unterkommen im Hause der gütigen Frau von Wedel gefunden.

Die Insassen des Postwagens hatten noch keine rechte Gelegenheit gehabt, ein Gespräch anzuknüpfen. Jede der Damen war mit ihren Gedanken beschäftigt. Desto lebhafter unterhielten sich die zwei Männer auf dem Boß. Jochem kannte die Gegend von 1807 her. „Hier habe ich damals unter dem Befehl meines nunmehr seligen Herrn von Schill Streife auf die Franzosen mit abgehalten,“ erzählte er.

Der Postillon hatte kaum den Namen „Schill“ vernommen, als er mitten auf der öden Landstraße sein Posthorn wieder erklingen ließ. Er blies die alte Volksweise: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus,“ der das Volk gleich nach Schills Tode neue, auf den kühnen Helden bezügliche Worte untergelegt hatte. Nach

jeder Strophe gab der Postillon dem alten Jochem die Worte zum besten.

Da hieß es:

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Juchhe!
Der führte sechshundert Reiter ins Feld,
Juchhe!
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.
Juchhe! Juchhe! Juchhe!“

Jochems altes Soldatenherz schlug ganz gewaltig. Die letzten Strophen des Liedes blies der Postillon ganz piano und teilte dann Jochem den Text mit:

„Da schläft nun der Schill, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt, —
Doch hat er auch keinen Leichenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.“

Beide wischten sich die Tränen ab.

Nach diesem Gefühlserguß bog sich Jochem seiner Gnädigen im Fond des Wagens zu und sagte: „Haben Sie gehört das neue Lied von meinem seligen Herrn?“ und dabei sang er mit sonorer Stimme die letzten Reihen des Liedes:

„Und hat er auch keinen Leichenstein,
Sein Name wird unvergessen sein!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!“ —

Die neben Frau von Wedel sitzende Dame brach in heftiges Weinen aus.

„Und mein lieber Vater wird auch unvergessen sein,“ sagte Fritz, gleichsam die Mutter damit tröstend, „und alle, alle, die mit Schill gekämpft haben, werden ewig fortleben.“

Die Mutter des Knaben aber weinte noch lange fort. Erst als sie wieder ruhiger geworden, sagte Frau v. Wedel: „Wir tragen, wie es mir fast scheint, an einem Schmerz. Ihr Gatte war gewiß auch ein Kampfgenosse Schills?“

Den Schmerz der armen Frau, die noch immer schwieg, möglichst zu schonen, fragte sie nach einer Weile halblaut den Knaben: „Ist denn dein Vater auch mit in Stralsund gefallen?“

„Das nicht,“ antwortete dieser offen, „aber die Feinde haben ihn dort gefangen genommen und Gott weiß wohin geschleppt. Noch zehn anderen ist es nicht besser ergangen.“ In seiner lebhaften Weise sagte er sämtliche Namen auf.

Als er zuletzt beide Wedel nannte, brach auch der bisher verhaltene Schmerz bei der Dame aus. „Meine Söhne! Meine geliebten Söhne!“ hauchte sie über die Lippen.

Die tränenvollen Blicke der Mutter des Knaben richteten sich hier überrascht auf Frau von Wedel.

„Ihre Söhne? Ihre beiden Söhne?“ sagte sie. „O, wie bedaure ich Sie, gnädige Frau. Dann ist Ihr Verlust freilich noch größer als der meine! Zwei Söhne? — — Ach Gott, und ich habe doch meinen einzigen Sohn noch!“ Sie umarmte Fritz innig.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte Frau von Wedel.

„Ich bin die Gattin des Rittmeisters Leopold Jahn von den Schillschen,“ sagte sie.

„Wie, des Herrn Rittmeisters Jahn Gattin?“ rief jetzt Jochem, der ein aufmerksamer Zuhörer des Gesprächs beider Damen gewesen, vom Boock in die Kutsche hinein. „Herr Jesus! ich kenne den braven Mann schon von Anno 6 her, stand bei den Blücherschen Husaren; ja, ja und ist in Stralsund mit gefangen worden.“

Das Gespräch ruhte eine Zeitlang, dann sagte Frau von Wedel: „Wir scheinen auch ein Reiseziel zu haben. Ich will nämlich nach Königsberg, um beim König eine Audienz nachzusuchen, ihn, wenn es angeht, um gnädigste Verwendung für meine zwei Söhne bitten.“

„Ja, das ist auch meine Absicht,“ sagte Frau Jahn. „Gott gebe nur, daß der König in dieser Sache etwas vermag.“

Der gleiche Schmerz führte die Herzen beider bald näher. Frau Jahn erzählte: sie sei ganz mittellos. Mit ihrem Gatten

hatte sie auch ihr Brot verloren. — Frau von Wedel hingegen war eine reiche und auch eine edle Frau. Da galt es für sie, im Falle der Noth, die Gegensätze möglichst auszugleichen. — —

Endlich kamen sie in Königsberg an, und schon am andern Tage fuhren beide mit Frits nach dem Huben. Ihr Wunsch war, zunächst die Königin zu sprechen, an ihr eine Fürsprecherin zu haben. Denn war doch auch sie Gattin und Mutter.

Sie hatten das Glück: die Königin promenierte im Garten. Sie erkannte sogleich Frau von Wedel, rief sie näher und ließ sich von ihr auch Frau Rittmeister Jahn vorstellen.

Die Königin war außerordentlich liebenswürdig, bald aber umflorte der Ernst ihre schönen Augen. „Ich ahne, weshalb Sie beide zu uns nach Königsberg gekommen sind. Ihre beiden Söhne, Frau von Wedel, und Ihr Gatte, Frau Rittmeister, sind wahrscheinlich bei der schrecklichen Katastrophe in Stralsund gefangen genommen worden. So ist's, nicht wahr?“

Als die beiden Frauen dies durch ein leises Kopfneigen bejahten, fuhr die Königin fort: „Und Sie wollen gewiß den König um seine Verwendung in dieser Angelegenheit bitten. O,“ rief sie lebhaft, „es ist ein schönes Recht eines Königs, Trost zu spenden, Tränen zu trocknen, Hilfe und Rettung zu bringen, aber —“ ihre Stimme sank wieder herab, wurde fast klanglos — „wenn nur der König, mein Mann, dies schöne Recht noch hat! Geben Sie sich also keinen zu großen Hoffnungen hin. Wie Sie wissen, ist vieles bei uns anders geworden, und glauben Sie mir, wir haben viel unter diesen veränderten Verhältnissen zu leiden.“ Tränen traten in ihre Augen. Diese bekämpfend, fuhr sie rasch fort: „Der brave Herr von Schill! O, wie bedauere ich ihn. Dieser wahrhaft preußische Patriot hätte ein anderes, besseres Schicksal verdient! Er hätte freilich noch warten sollen! Solcher Männer hätten wir später bedurft, denn unmöglich kann es Gottes Wille sein, für immer das ruhmreiche preußische Königshaus und Volk nur als solches figurieren zu lassen.“

„So darf ich keine Hoffnung hegen, keine?“ rief laut weinend Frau Jahn und sank vor der Königin nieder.

Bei diesen Worten seiner Mutter sank auch der Knabe vor der Königin nieder, erfaßte ihre Hand und küßte sie.

„O, stehen Sie auf! Stehen Sie auf!“ bat die Königin. „Geben Sie nicht alle Hoffnung auf, und was der König in dieser Sache nur irgend zu tun imstande ist, wird gewiß geschehen! Fassen Sie sich; selbst wenn des Königs Verwendung vergebens sein sollte. Der Herr im Himmel legt uns nicht Schwereres auf, als wir schwache Menschen ertragen können. Ach, und der Mensch kann viel ertragen! und was habe ich, — was haben wir nicht alles ertragen! Was habe ich nicht gebetet und gerungen! Doch ich bin schon viel ruhiger geworden, es hat alles in der weisen Weltführung Gottes so kommen müssen und vielleicht, daß mein Dasein Kindern das Leben gab, die einst zum Wohle der Menschen beitragen werden.“*) — Entschuldigen Sie einige Augenblicke. Der König hält sich auch hier im Garten auf; ich werde ihm Ihr Anliegen selbst mitteilen.“ Sie eilte hinweg.

Wenige Minuten später trat der König mit dem alten General von Blücher heran. Die Königin hatte ihren Arm in den seinen gelegt.

Die beiden Frauen verneigten sich tief. Der König erwiderte sehr gnädig den Gruß.

Friedrich Wilhelm III. war kein Freund von sentimentalen Gefühlsauslassungen, und selbst in seiner eigenen so trübseligen, schweren Lage Mann und Held genug.

„Weiß Ihr Anliegen bereits von meiner Frau,“ sagte er, „bedauere aber, Ihnen wenig Hoffnung machen zu können.“

Frau von Wedel erlaubte sich die Bemerkung: „Ein gnädiges Wort Eurer Majestät dürfte hinreichen, das Schicksal meiner Kinder und das des Gatten der Frau Jahn zum Besseren zu wenden.“

„Wort? Mein Wort? Zu wenden?“ sagte der König, und ein schmerzliches Lächeln flog über sein schönes, klares Antlitz. „Scheinen gar nicht zu wissen, wie einflußlos, wie — ohnmächtig

*) Die eigenen Worte der Königin.

ich in dieser Sache bin.“ Erregter werdend, fuhr er fort: „Schill hat mich durch sein Unternehmen beim Kaiser Napoleon arg kompromittiert. Hat mir viele Mühe gemacht, mich zu rechtfertigen. Braver Mann sonst der Schill gewesen, aber ein Brausekopf. Hätte sich doch selbst sagen müssen, daß sein Unternehmen ohne jeden Erfolg sein würde.“

„Halten zu Gnaden, Majestät,“ unterstand sich jetzt der alte, ehrliche Blücher zu sagen, „gewiß war Schill ein braver Mann, ein glühender Patriot und nur darin hat er sich getäuscht, daß er auf unser ganzes Volk rechnete und dies ihn abscheulicherweise im Stich ließ. Dem Mutigen gehört die Welt! und meiner Seele, ich selbst meinte, daß ihm das Volk von allen Seiten zuströmen würde. Krabbelte es mich doch selbst bei seinem Aufbruch in allen Fingern und Eure Majestät hätten nur —“

„Auch noch solch ein Brausekopf!“ unterbrach ihn der König lächelnd und legte seine Hand auf Blüchers Schulter.

Wieder an die Frauen sich wendend, sagte er: „Sehen wohl beide zu schwarz. General Gratien hat den gefangenen elf Offizieren ehrenvolle Haft versprochen. Er wird sein Wort halten. Napoleon hat durch das Scheitern des ganzen Unternehmens und Schills Tod Genugthuung. Auch hatte ja Gratien dem Brümanschen Bataillon mit sämtlichen Offizieren freien Abzug gewährt, warum sollte er nun seinen ganzen Zorn über die elf Offiziere ausgießen? Hoffen Sie das Beste. — Und doch, doch —“ fügte er an, „will versuchen, gern versuchen, zunächst dem französischen General von Michaud zu schreiben, sich Ihrer Sache anzunehmen. Ich werde auch an meinen Minister Hardenberg schreiben.“

„O, Majestät, diese Gnade!“ riefen beide Frauen und Frau Jahn wollte des Königs Hand ergreifen, die er aber behende zurückzog.

„Danke nachher,“ sagte er.

Dem Gespräche eine Wendung zu geben, fragte er Frau Jahn, auf deren Sohn zeigend: „Ihr Einziger?“

„Ja, Majestät.“

„Kenne seinen Vater, — guter Soldat.“ An Fritz sich

wendend, sagte er leutselig: „Werde auch so! Möchte gern etwas tun für dich. Hast Anstand, Manieren. Auch mal Soldat werden?“

„Mein höchster Wunsch, Majestät!“ antwortete der Knabe frisch und frei.

An dessen Mutter sich wieder wendend, sagte er: „Werde daran denken, daß er später Aufnahme im Potsdamer Kadettenhause findet.“

„O, wenn Majestät diese Gnade mir zuteil werden lassen wollten!“ sagte Fritz leuchtenden Blickes.

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ entgegnete der König. „Aber erst sich geduldig in das Schicksal ergeben,“ fügte er ahnungsvoll hinzu. „Uns allen dürste noch Schweres bevorstehen.“

Er empfahl sich mit Blücher. Die Königin begleitete die beiden Damen bis zum Parkgitter. „Gehen Sie mit Gott!“ sagte sie in aufrichtiger Teilnahme. „Der König wird gewiß das möglichste tun. Gott möge nur Napoleons Herz bewegen.“

Sie empfahl sich. Die beiden Frauen schritten wieder dem Krüge zu, wo Jochem das Gefährt eingestellt hatte.

„Nun, gnädige Frau?“ wagte er zu fragen.

„Wir wollen hoffen,“ antwortete sie ihm.

„Ach, ich befürchte, der König wird in dieser Sache doch einflußlos, — ohnmächtig sein,“ sagte Frau Jahn unter Tränen. —

Andern Tags reisten sie mit der Post wieder zurück. In Stolp trennte sich Frau Jahn von Frau v. Wedel. Sie wollte Anverwandte in der Nachbarschaft besuchen.

Der Abschied war ein sehr bewegter.

„Liebe Frau Rittmeister,“ sagte die gütige Frau von Wedel, „sollte unser Schicksal ein trauriges werden, lassen Sie uns immer Freundinnen bleiben. Mein Haus steht Ihnen und Ihrem Sohne stets offen. Lassen Sie uns dann den lieben Knaben vereint zu einem guten Menschen und braven Soldaten erziehen.“

Frau Jahn umarmte Frau von Wedel in großer Erregung. Dann trennten sie sich. — —

Und ob der König sich für die elf gefangenen Schillschen

Offiziere verwandte? Wir nehmen es bei seinem edlen, hochherzigen Charakter mit Sicherheit an.

Aber — Napoleon stand damals auf stolzer Siegeshöhe und haßte vor allen anderen Preußen. Hier, im Schoße dieses niedergeworfenen, jedoch zähen, für sein Königshaus hochbegeisterten Volkes ahnte er — und nicht mit Unrecht — den Herd bittersten Hasses gegen sich, den Feuerherd der dereinstigen Erhebung. Preußen besonders mußte deshalb nach wie vor seine eiserne Hand im Nacken fühlen, seine Schandketten noch schwerer tragen: die in Stralsund gefangenen elf Schillschen Offiziere sollten ihm zum schrecklichen Fanal seines Willens und seiner schrankenlosen Rache dienen.

Siebentes Kapitel.

Während des Sommers 1809 gingen die verschiedensten Gerüchte über die Schillschen Offiziere um. Nach dem einen sollten sie, gleich den gefangenen Soldaten, auf die Galeeren nach Toulon oder Marseille geschafft worden sein, nach einem andern in elenden französischen Kerker schmachten, und nach einem dritten schon längst den Tod durch Pulver und Blei gefunden haben.

Ein unendlicher Schmerz über das harte Schicksal der Ihren erfüllte das Herz ihrer Lieben daheim, den die Ungewißheit noch furchtbarer machte.

Da brachte plötzlich zu Anfang September eine französische Zeitung die unverhoffte Nachricht, die Gefangenen seien in der Zitadelle von Sedan interniert und genössen eine milde Haft.

Das war Balsam für unsere Leidensgefährten: Frau von Wedel und Frau Jahn. Bei dem alten Jochem stand sofort der Gedanke fest, die Unglücklichen zu besuchen.

Er hatte kaum diesen Plan gegen seine Gnädige und Frau Jahn, die mit Fritz seit etwa einem Monat in deren Hause weilte, ausgesprochen, als Fritz jubelnd ausrief: „Und ich reise mit! Ich

muß meinen lieben Vater wiedersehen und sollte ich bis ans Ende der Welt laufen.“

Gelaufen wurde nun freilich nicht bis zum fernen Sedan, sondern beide fuhren mit der Post dahin. Das Reisegeld hatte, so sehr auch Frau Jahn gewehrt und bei der Jugend ihres Fritz anfangs gegen die weite Reise gewesen, die gütige Frau von Wedel gezahlt. — — —

Wir gehen jetzt noch einmal einige Monate in dem Verlauf unserer Erzählung zurück, berichten zunächst über die Fahrt der elf Gefangenen durch die deutschen Lande bis Frankreich.

Teils eine Leidens-, teils eine Triumphfahrt! Leidensfahrt insofern, daß die Gefangenen der Brutalität ihres ungebildeten Führers ausgesetzt waren; Triumphfahrt, daß ihnen in den meisten deutschen Städten und Dörfern das Volk zum größten Ärger der Franzosen zujuchzte, ihnen Blumen und Kränze auf den Wagen warf. So in Magdeburg zuerst. Der Gouverneur erfrechte sich sogar, sie „Räuber“ zu nennen, das Volk nannte sie: wackere Männer.

In Braunschweig hatten sich Tausende bei ihrem Eintreffen versammelt. Ununterbrochen wurden ihnen vom Volke jubelnde Vivats ausgebracht. Der Stadtkommandant drohte, die Schreier mit Gewalt auseinander treiben zu lassen, und bezeichnete die Gefangenen mit den schimpflichsten Namen. Als einer der Gefangenen, Leutnant Flemming, gegen solche Behandlung protestierte und laut sagte: ob sich denn die Franzosen nicht auch wie Räuber und Mörder in Deutschland benommen, stieß ihm der Kommandant mit dem Knäuel seines Degens ins Gesicht, daß es über und über mit Blut bedeckt ward.

Ähnliche Szenen kamen in Kassel vor. Infolgedessen wurde Generalmarsch geschlagen und die Garnison stand so lange unter Gewehr, bis der Wagen mit den Gefangenen eine große Strecke über das Weichbild der Stadt hinaus war.

Erst in der Nähe des Rheins, wo damals nur geringe Sympathien für Deutschland herrschten, ging die Fahrt ruhiger vonstatten. Auf Befehl der französischen Militärbehörde wurden die

Gefangenen zuerst nach der kleinen Festung Longwy gebracht. Von hier kurze Zeit darauf nach Thionville, um von hier Ende August nach Sedan transportiert zu werden.

Sedan! damals eine Stadt für uns ohne Namen und Bedeutung. Und jetzt mit nichten die kleinste der glorreichen Ruhmestätten für das gesamte deutsche Kriegsheer.

Hätten die armen Gefangenen von dem zukünftigen Gang unserer Geschichte eine Ahnung gehabt, die Härte ihrer Lage wäre ihren patriotischen Herzen gewiß um vieles leichter vorgekommen.

Doch dem damaligen Kommandanten von Sedan sei zu seiner Ehre nachgesagt, daß er die Gefangenen möglichst mild behandelte. So genossen sie unter anderm die Freiheit, einige Stunden des Tages, wenn auch unter Bedeckung, auf dem Glacis der Festung promenieren zu können. Auch Speise und Trank waren nicht zu tadeln, ebensowenig ihre Lagerstätten. Was aber für sie eine wahre Freude und Herzstärkung war, daß sie nicht, wie in Longwy und Thionville, voneinander getrennt, in öden, dumpfen Gefängniszellen saßen, sondern gemeinschaftlich in einem geräumigen, hellen und lustigen Saal, dessen vier Nebentüren in anständige Schlafgemächer führten.

Überhaupt schien es ihnen, als habe der Kommandant einen geheimen Befehl, sie möglichst schonend zu behandeln, sie ihre Haft weniger fühlen zu lassen. Sie waren darüber voller Hoffnung für die Zukunft.

Nur ein Befehl war äußerst hart für sie: sie durften nicht an ihre Lieben in der Heimat schreiben; sonst aber, wie dies zuweilen vorkam, Besuche von Personen aus Deutschland, die in Geschäften sich in Sedan befanden und zufällig von der Internierung der Schillschen Offiziere erfahren hatten, annehmen. Immerhin war diese Erlaubnis eine Freude und Trost für sie.

So wollen denn auch wir einmal die elf gefangenen Offiziere in dem geräumigen Zimmer der Festung Sedan besuchen.

Es ist Abend; eine von der Decke des Zimmers herabhängende Lampe beleuchtet dasselbe. Um eine lange, hölzerne Tafel sitzen die elf. Einige unterhalten sich mit einem Brett-

spiel, wieder andere sind im Gespräch begriffen und mehrere haben eine Karte von Deutschland vor sich liegen, in der sie eifrig studieren. Unter diesen befindet sich auch der jüngere von Wedel, Albert. Es geht hier sehr lebhaft zu, man verfolgt insbesondere den Lauf des Elbstromes von Böhmen her, bis nach Hamburg, seine Ausbiegungen, Buchten und Stillinge und welche starker Schutz für das eigentliche alte brandenburgische Land die Elbfestungen: Magdeburg, Torgau und Wittenberg gewesen wären, wenn sie gegen einen von Westen her vordringenden Feind mit Energie verteidigt worden wären.

Die Erinnerung an den kurzen Feldzug ihres Führers Schill interessierte sie am meisten.

„Hier, hier, Herr Herzog von Dodendorf,“ sagte Leutnant Galle, ein echt Berliner Kind, immer zu einem harmlosen Scherz aufgelegt, „liegt der Ort, dem du deinen ruhmreichen Namen zu verdanken hast.“

„Und von hier aus,“ bemerkte Schmidt, „wandten wir uns nach Tangermünde, in welcher Gegend wir zu unserer großen Freude auf das Quistorpsche Fußbataillon stießen. Es hat noch großes Glück gehabt, entkam zu Schiffe.“

Wer es nicht gewußt, hätte die elf für Gäste in einer harmlosen Abendgesellschaft gehalten; nur daß ihm vielleicht der in dumpfem Brüten einsam auf einer Bank am Fenster sitzende, schon an Jahren gereifte Rittmeister Leopold Jahn aufgefallen wäre.

Er war ja Vater, dachte an Weib und Kind daheim. Ihre Mittellosigkeit machte ihm große Sorge; erbarmten sich ihrer nicht gute Menschen, mußten sie bittere Not leiden, — hungern. Er ahnte nicht, daß sie beide schon eine neue, traute Heimstätte gefunden, dachte in diesem Augenblick wohl nicht, daß der Herr im Himmel der Vater der Witwen und Waisen ist.

Friedrich von Trachenberg nahte sich ihm.

„Nicht so betrübt, Bruder,“ sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hoffentlich ist die längste Zeit unserer Haft vorüber. Die Franzosen werden es bald satt kriegen, uns elf

tüchtige Eßer tagtäglich zu ernähren, und uns sicher gegen Ehrenwort entlassen. Dann hast du dein Weib und dein Kind wieder, und später wird es uns alle dünken, als sei diese böse Sommerzeit nur ein Traum gewesen."

"Meinst du?" antwortete Zahn. "O, du Glücklicher! Du hast keine Lieben daheim, stehst, wie ich weiß, ganz allein im Leben da. Was kann dir da begegnen, was du nicht als Mann trügest?"

"Begegnen — ja, du hast recht," sagte Trachenberg in scherzendem Tone — "höchstens der Tod. Nun, und den fürchte ich nicht, dem habe ich als ein braver Soldat schon so oft in die Augen geschaut und nicht gezittert davor. Weißt du, vor drei Jahren bei Auerstädt, als Berthiers Kürassiere auf uns heransprengten, als —" er hielt inne, denn die Thür wurde aufgeschlossen und ein französischer Hauptmann trat ein.

"Guten Abend, meine Herren," sagte er in sehr freundlicher Weise. "Mein später Besuch dürfte Sie überraschen. Der Herr Kommandant hat mir soeben die Ordre gegeben, Ihnen zu eröffnen, daß ich Sie morgen früh Schlag sechs Uhr nach Wesel führen lassen soll."

Die meisten überraschte diese unverhoffte Mitteilung, andere waren hocherfreut darüber. Albert von Wedel jubelte: "Hurra, nach Wesel! Ins deutsche Vaterland zurück!"

"Ich glaube fast auch, Ihnen gratulieren zu können," sagte der Hauptmann.

Einer der elf fragte, wohl nicht ohne eine trübe Ahnung in der Seele: "Haben Sie sonst noch Verhaltensmaßregeln?"

"Nur die Ihnen bekannten: Sie sollen wieder auf einem Bauernwagen dahin gefahren werden und zur Eskorte ist eine Abteilung Kürassiere bestimmt worden."

"Wozu aber die starke Bedeckung?" fragte Albert v. Wedel. "Wir laufen Ihnen schon lange nicht davon."

"Befehl meine Herren," entgegnete der Hauptmann achselzuckend.

Zur bestimmten Zeit am andern Morgen wurde die Reise

— die Rückreise ins Vaterland — angetreten. Der wunderbar schöne Septembermorgen, der die Landstraße schon leise mit einem herbstlichen Schimmer anhauchte, über welche die zwischen freundlichen Dörfern, Weilern, Gebüsch und Waldungen dahineilende Maas einen dünnen Nebelschleier geworfen hatte, den aber die Sonne bald hinwegführte, war wohl geeignet, die Herzen aller mit Freude, Wonne und frischer Lebenslust zu erfüllen. Zudem noch der Gedanke: es geht wieder Deutschland zu.

Nur der an und für sich schon ruhige Jahn blieb ernst und schweigend, ein Gefühl, das noch stärker in seiner Seele wurde, als nach mehrtägiger Fahrt die Festungstürme von Wesel sichtbar wurden. Hier angekommen, blieben sie nicht wie in Sedan zusammen, sondern wurden je vier und vier und drei, die letzten die Gebrüder Wedel und Leopold Jahn, in drei Räumen untergebracht. Als sie sich darüber beim Kommandanten beklagten und das bisherige gemeinsame Zusammensein für eine große Milderung ihrer traurigen Lage hervorhoben, entschuldigte er sich, keinen passenden Raum für alle zu haben.

Am Abend des 14. September saßen die drei am Fenster und blickten in die stille, mondhelle Nacht hinein. Zu ihren Füßen hörten sie den gerade angeschwollenen Rheinstrom rauschen, in seinen Wellen glänzte das silberne Mondlicht. Mehr als jemals füllte eine zehrende Sehnsucht nach der Heimat ihre Seele. Doch alle schwiegen; es war eine ernste, feierliche Stunde. Rittmeister Jahn fuhr sich über das Antlitz. War's vielleicht eine den Gatten und Vater nur ehrende Träne, die er abwischte?

Der jüngere von Wedel nahm zuerst das Wort.

„Warum so ernst, so — betrübt,“ sagte er. „Wir sollten uns freuen, wieder auf deutschem Boden zu sein, der Heimat so nahe.“

„Der ewigen Heimat, ja,“ antwortete Jahn.

„Du schaffst dir unnötigerweise diese trüben, aufregenden Bilder,“ entgegnete Karl von Wedel. „Denn hätte es je im Plan Napoleons gelegen, uns durch Kugel oder Strick vom Leben zum Tode zu bringen, würde er sicherlich zu dieser aller Menschentwürde Hohn sprechenden Hinrichtung eine f r a n z ö s i s c h e Festung ge-

wählt haben. Hier in der deutschen Stadt Wesel magt er es gewiß nicht mehr.“

„Magt er es nicht?“ fuhr Jahn aus seinem dumpfen Hinbrüten auf. „Erst recht magt er es, wird er es wagen, um dadurch nur mehr Schrecken und Entsetzen im ganzen deutschen Volke zu erregen. *W a g t* er es nicht? meinst du, Karl. Waren bisher nicht alle seine politischen und kriegerischen Unternehmungen fühne, oder besser, freche Wagnisse? Diese nur vermögen ihn auf seiner schwindelnden Höhe zu erhalten. Es gilt ihm vor allem, seine Herrschaft durch Schrecken und Entsetzen zu halten, sie mit weiteren Strömen deutschen Blutes zusammenzufütten. Denkt an Palm, das Opfer seiner feilen, unbegrenzten Mordlust, und wer will's, wer kann's ihm wehren, wenn er uns elf dieser auch opfert!“

„Das ganze deutsche Volk würde über eine solche schamlose Handlungsweise entrüstet aufschreien!“ sagte in großer Erregtheit Albert von Wedel.

Ruhig antwortete Jahn: „Mit einem entrüsteten Aufschrei zerbricht das deutsche Volk seine Ketten nicht.“

„Nun, dann wird bald der Tag kommen, wo es im heldenmütigen Aufstand mit den Waffen in der Hand sie zerbricht.“

„Ja, dieser Tag wird gewiß kommen, aber erst Jahre nach uns,“ sagte Jahn; „und wüßte ich, daß unser Tod mit die Flammen der Erhebung und Begeisterung im deutschen Volke schürt, ich würde weit ruhiger, getröstet, meine Brust dem Todesblei der welschen Henkersknechte darbieten.“

Am andern Tage, am 15. September 1809, trat auf Napoleons Befehl eine militärische Untersuchungs-Kommission in einem großen Saale der Zitadelle zusammen. Die elf hatten um einen Verteidiger ihres Prozesses gebeten. Er war ihnen auch in der Person eines höchst umsichtigen und rechtschaffenen Mannes, namens *B e r w e z*, gestellt worden. Vorsitzender der Kommission war der französische Kapitän Gavin, ein ebenso ehrenhafter Mann. Aber — es war doch alles nur Spiegelfechtere. Schon war das

Defret Napoleons aus Paris in Wesel angelangt, in welchem es kurz und entschieden hieß: „Die elf Offiziere des Schillschen Korps, die mit den Waffen in der Hand zu Stralsund gefangen wurden, sollen zu Wesel vor ein Kriegsgericht gestellt und als Räuber behandelt und gerichtet werden.“

Als der Advokat Berwez, der davon noch nichts wußte, in edler Weise das Benehmen der Angeklagten in ein milderes Licht hingestellt hatte und nun seinen Vortrag schloß, trat Gavin an ihn heran und zeigte ihm das kaiserliche Defret. Einer der Angeklagten, Leutnant Schmidt, stand den beiden so nahe, daß er Gavins Worte hörte: „Der Kaiser befiehlt es, wir werden einen schweren Stand haben.“

„Nun denn,“ rief Schmidt ohne alle Menschenfurcht mit lauter Stimme, „wenn der Kaiser durchaus Blut will, so nehme er meines, schon aber das Leben meiner Kameraden!“

Kapitän Gavin, von diesen Worten gerührt, sagte: „So weit ist es denn doch noch nicht; und ich versichere Ihnen, meine Herren, daß ich alles tun werde, was mir meine Ehre und Pflicht gebietet, um Sie zu retten. Nur daß durch die nötigen Schritte Ihre Gefangenhaltung sich noch etwas verzögern dürfte. Ich werde meinen Bericht an den Präsident Grand so günstig fassen, daß an die Fällung eines Todesurteils seitens der Richter nicht gedacht werden kann. Treten Sie ruhig wieder ab.“ Es geschah.

Am Abend dieses 15. Septembers fuhr eine verdeckte Chaise in Wesel ein, darin der alte Jochem und Fritz Jahn saßen. Sie waren bereits auf dem halben Wege nach Sedan gewesen, als sie zufällig erfuhren, daß die elf gefangenen Offiziere seit mehreren Tagen die Stadt verlassen und nach Wesel geschafft worden seien. Eiligst kehrten sie nun dahin.

Die drei Gefangenen: die beiden Wedel und Jahn, standen eben im Begriff, sich zu entkleiden und ihre Lagerstätte zu suchen, als die Thür des Zimmers geöffnet wurde.

„Ich bringe Besuch aus der Heimat!“ sagte der freundliche Hauptmann Dupron und ließ den Besuch eintreten.

Das Mondlicht, das in das Zimmer fiel, war genug, um sich gegenseitig zu erkennen.

„Mein Vater, mein geliebter Vater!“ rief Fritz und warf sich stürmisch an dessen Brust.

„Mein Sohn! Mein Fritz!“ jauchzte dieser.

In betreff des ehemaligen Schillschen Reitknechtes Jochem Buch war in diesem Augenblick von Stand und Rang keine Rede. Beide Wedel flogen auf den schüchtern dastehenden Mann zu und schlossen ihn warm in ihre Arme.

„Viele, viele herzinnige Grüße von der gnädigen Frau Mama!“ rief Jochem.

„Viele, viele Grüße und Küsse von Mütterchen!“ rief Fritz und drückte und küßte den überglücklichen Gatten und Vater.

Und als die erste stürmische Freude des Wiedersehens vorüber war, da versicherte Jochem sowohl als Fritz, daß in der Stadt Wesel allgemein das Gerücht umginge, sie würden morgen schon begnadigt werden, Kapitän Cavin und die Gerichtsbeisitzer seien sehr brave Leute. Die beiden Wedels glaubten es auch zuversichtlich und selbst der ruhigere und bedächtigere Jahn, jetzt im Besitz seines Kindes, seines höchsten Erdengutes, dachte nicht mehr an Sterben, sondern wollte nur leben, — leben!

Spät erst trennten sich die Glücklichen; Jochem und Fritz gingen in ihren Gasthof zurück. Fritz, von der Fahrt und der Freude, den Vater wiedergesehen zu haben, in dem beseligenden Gedanken, an seiner Seite nun bald nach Stralsund, zu Mütterchen zurückreisen zu können, geistig zwar erregt, aber körperlich erschlafft, todmüde, versank bald in den festen Schlaf der Jugend. Jochem hingegen konnte nicht schlafen und war herzlich froh, als der neue Tag wieder sein mildes Licht in sein Zimmerchen warf. Er stand auf, kleidete sich an, um einen Gang durch die Straßen Wesels zu machen. Fritz schlief noch immer. Sollte ihn Jochem zu seiner Begleitung wecken. Er dachte hin und her. Dann entschied er sich dafür, ihn nicht zu wecken. Es war ihm, als rate und dränge ihn eine innere Stimme zu diesem Entschluß. —

So schlenderte er bald gemächlich durch die Straßen Wesels; das schöne, milde Wetter lockte ihn zu einem der Festungstore hinaus.

Hätte er ahnen können — — doch davon später. — —

Schon um sieben Uhr früh trat wieder das Kriegsgericht zusammen. Die Gefangenen wurden in den Saal geführt.

Doch wie anders heute als gestern. Eine unheimliche Stimmung beherrschte die Richter. Der Präsident Grand hatte den Bericht Cavins verworfen und ihm befohlen, den elf Gefangenen nur die Frage vorzulegen: „Woher hat Schill auf seinem Zuge das Geld genommen, um seinen Truppen den Sold zu bezahlen?“ Auf diese durch Cavin an sie gerichtete Frage konnten sie als ehrliche Männer nicht anders antworten: als daß sie es auf Schills Befehl aus öffentlichen Kassen entnommen. —

Das war den Schergen Napoleons genug.

Auf Grund des kaiserlichen Dekrets, das nicht länger Aufschub zuließ, und gedrängt von Grand, sprachen nun die Richter, trotz der trefflichen Verteidigung Berwez, über die elf Angeklagten einstimmig das Todesurteil aus.

Inmitten der Fremden standen die elf Männer und Jünglinge in tiefem Schweigen da; das Unvermeidliche mußte mit Mannesmut ertragen werden. — —

Rittmeister Jahn hatte den Mut, zu fragen: „Wieviel Zeit wird man uns noch lassen?“

„Eine Stunde,“ lautete die Antwort Cavins. — —

Und Fritz, Jahns einziger Sohn, schlief noch immer den gefunden Schlaf der Jugend, bis ihn endlich der durch die Straßen wirbelnde Generalmarsch zwar etwas ermunterte, aber nicht völlig erweckte.

Eine Frage des Hauptmanns an Jahn, ob er sein Kind noch einmal sehen wolle, verneinte er kopfschüttelnd und sagte: „Ich will dem unglücklichen Knaben das Entsetzliche ersparen. Das freundliche Bild, das er gestern Abend von mir zum letztenmal in seine Seele aufgenommen hat, soll ihm verbleiben.“

Erst bei dem Wirbeln des Generalmarsches in der Stadt

lenkte der alte Jochem ahnungslos seine Schritte dieser wieder zu.

Doch was bedeutet das dort, dort auf jener hochgelegenen Stelle des Exerzierplatzes? Arbeiter mit Spaten, Schippen und Hacken sind eifrig beschäftigt, drei große Gruben auszuwerfen.

„Was macht Ihr denn da?“ fragt Jochem den einen.

„Die Gräber für die elf preussischen Offiziere, die in kürzester Zeit hier dicht daneben kriegsrechtlich erschossen werden sollen,“ antwortet der Mann.

Dem alten, getreuen Jochem droht das Herz springen zu wollen. Er will in die Stadt zurückeilen, er will, will, — doch er weiß nicht, was er will.

Doch da kommt schon der Zug unter dem dumpfen Wirbeln der Trommeln von der Stadt daher. Zwischen zwei Abteilungen Grenadiere schritten die Verurteilten ruhig dahin. Vor die Stadt gekommen, wurden sie je zwei an den Armen zusammengebunden. Als der Profosz zu diesem Zweck auch die beiden Wedel zusammenbinden wollte, rief Albert entrüstet: „Laßt das, wir sind schon durch die Bande des Blutes eng verknüpft!“

Es half aber nichts, sie wurden dennoch schmählich gebunden.

Karl von Wedel gewahrt jetzt Jochem. „Lebe wohl, alte, treue Seele!“ ruft er ihm zu.

„Grüße meine herzliche Mutter!“ ruft Albert — aber der Alte ist vor Wehmut, Born, Grimm und Berknirschung keiner Antwort fähig. Er will in die Stadt zurück, — doch — die Tore sind geschlossen, kein Bürger darf dem Zuge folgen. So ist der alte Mann gezwungen, außen zu bleiben, willenlos Zeuge der Hinrichtung zu sein.

Und seine Seele wird wieder stark, die alte, treue, mutige Soldatenseele. Seine jungen Herren sollen wenigstens einen Heimatsgenossen in ihrer Todesstunde um sich zu haben.

Jetzt gewahrt und grüßt ihn auch Rittmeister Jahn. Seine Blicke deuten die Frage an: „Wo ist mein Sohn, mein lieber Fritz?“

Der alte Mann zuckt mit den Achseln.

Und Fritz schlief noch immer. — — —

Auf den Exercierplatz, in der Nähe des Fürstenberges, gekommen, machte der Zug Halt. Die Verurteilten wurden mit dem Rücken gegen die gegrabenen, bei der Höhe des Rheinstromes mit Stauwasser gefüllten Gräber gestellt; die Grenadiere formierten sich zu einem Halbkreis.

Die Verurteilten bildeten eine Reihe und schauten zum letztenmal hinauf zu dem freundlichen Licht der Sonne. Rechts von ihnen wogten die gewaltigen Fluten des herrlichen Rheinstromes und vor ihnen drängten sich die Wellen der hochangeschwellenen Lippe dahin. Die Blicke der elf umspannten die großartige Landschaft und ihre Herzen schlugen höher. Begeisterte Vaterlandsliebe durchwogte ihre Brust, und selten wohl standen Männer todesmutiger vor ihren geöffneten Gräbern, als diese Braven alle.

Eine fast atemlose Stille herrschte in den Reihen der Verurteilten und ihrer Henker.

Ein Adjutant trat in den Halbkreis, um noch einmal das Todesurteil vorzulesen.

„Laßt das!“ sagte Jahn. „Für den Mord an uns gibt es für Euch doch keine Entschuldigung.“

Dann fragte sie der Franzose: „Haben Sie sonst noch einen Wunsch?“

„Nur den,“ antwortete Albert von Wedel todesmutig, „lassen Sie uns mit unverbundenen Augen sterben.“

Und Leutnant von Flemming rief: „Schießt, wenn ich meine Feldmütze in die Höhe werfe.“

„Und verfehlt das preußische Herz nicht!“ rief Leutnant Schmidt.

Die Blicke der elf richteten sich himmelan und wie aus einem Munde erscholl der Ruf:

„Es lebe unser König! Preußen hoch!“

In diesem Augenblicke warf Flemming seine Feldmütze in die Luft. Die Schüsse krachten à tempo und Pulverdampf verhüllte für kurze Zeit die schauerliche Richtstätte.

Raum aber war er verflogen, als sich aus dem blutenden

Menschenknäuel eine Gestalt wieder emporraffte. Es war Albert von Wedel. Die Kugeln hatten ihm nur den linken Arm zerschmettert, mit dem er an den rechten seines geliebten Bruders gefesselt war.

„Grenadiere,“ rief er, den furchtbaren Schmerz verbeißend, „könnt ihr nicht besser schießen? Hier, hier sitzt das preußische Herz!“

Im Moment brachte eine neue Salve, die ihm, von vielen Kugeln zerrissen, den Tod brachte.

Rasch wurden die Toten nun in die Grube gesenkt, rasch diese wieder zugeworfen. —

Mit hellem Trommelschlag marschierten die Grenadiere in die Stadt zurück; es klang fast wie Jubel über ihres Kaisers neue und größte Schandtath.

Als die Tore wieder geöffnet wurden und auch Jochem unter dem breiten Bogen des einen wieder dahinschritt, sah er, wie einige Soldaten sich mit einem Knaben herumbalgten und schließlich den mit allen Kräften ringenden und widerstrebenden doch überwältigten.

Es war Fritz, Jahns Sohn. Unaufhörlich rief er nach seinem Vater. Er hatte geschlafen und geschlafen; nicht der Trommelwirbel hatte ihn ermuntert, sondern erst zur rechten Zeit die gütige Natur, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, der nicht gewollt, daß das Kind von den letzten schauerlichen Augenblicken seines geliebten Vaters sehen und hören sollte. Da erst war er auf die Straße gelaufen, hatte von dem Wehklagen und Jammer des Volkes bald Ahnung, dann Gewißheit von dem Vorgang zu **W e s e l a u f d e r S c h a n z e r h a l t e n**. Mit Gewalt hatte er hinaus gewollt, mit Gewalt hatten ihn die Soldaten zurückgehalten. Erst beim Anblick des alten Jochem wurde er ruhiger. In ruhigem Tone fragte er: „Ist mein lieber Vater tot!“ —

Jochem nickte schweigend und sagte dann ebenso ruhig: „Er ist mit den Kameraden wie ein echter Mann gefallen. Gott gebe ihm und allen den braven preußischen Männern eine fröhliche Auferstehung.“

Noch denselben Tag gegen Abend fuhren die zwei von Wesel weg, ihrer Heimat zu.

Erst sechsundzwanzig Jahre später, Anno 1835, wurde zu Wesel den elf erschossenen Schillschen Offizieren ein Denkmal gesetzt.

An einem schönen Herbsttage des genannten Jahres umstanden drei Personen diese Stätte. Es war eine greisenhafte Dame, das schmale, feine Antlitz von silberweißen Lösschen umrahmt; eine zweite, auf deren bleiches Antlitz Kummer und Schmerz tiefe Furchen gezogen, und ein großer, bildschöner Mann in den vierziger Jahren, die Brust mit Orden geschmückt, darunter das eiserne Kreuz.

Vielleicht, daß der Leser diese Persönlichkeiten schon erraten hat: Frau von Wedel, Frau Rittmeister Jahn und deren einziger Sohn Fritz, damals Oberst eines preußischen Regiments. Diese Orden hatte er sich im Jahre 1815 als nur 18 jähriger Jüngling bei Vigny und Belle-Alliance verdient.

Jeder im stillen Nachdenken versunken, die Augen tränenfeucht, die Lippen betend leise bewegt, umstanden sie die Stätte lange, lange. Dann legte jede der Damen einen frischen Immortellenkranz auf das Postament des Denkmals.

Die Damen vermochten sich nur schwer von dieser teuren, unvergessenen Stätte zu trennen, denn welche Gedanken mochten nicht die Mutter und Gattin bewegen! Aber gewiß, Gedanken des Friedens und des Preisens gegen Gott, denn waren doch auch ihre Lieben als teure, heilige Opfer für das deutsche Vaterland gefallen.

Als darüber der kühle Herbstabend leise zu dämmern begann, dessen letztes Glühen die geweihte Denkstätte purpurn umfloß, mahnte Oberst Jahn zum Aufbruch.

Sie schritten der Stadt zu. Frau von Wedel, noch immer in dem Gedankengang zwischen damals und jetzt weilend, sagte: „Wenn doch diese Zeit: der garstige Bonaparte besiegt, gefallen,

Preußen und Deutschland wieder zu Ehren gebracht, der alte, brave Jochem Buch noch erlebt hätte."

"Er starb am 20. Oktober 1813," sagte der Oberst Jahn, „just als die Kunde von dem großen Erfolg der Leipziger Schlacht in Stralsund eintraf, und wahrlich, für einen alten, getreuen Kriegsmann konnte es keinen schöneren Heimgang geben, als den unter dem Siegesklang der vaterländischen Waffen. Er ruhe in Frieden."

"Amen," erklang es von den Lippen der beiden Frauen.

Der Franzosenjunge.



Erstes Kapitel.

Die Nachmittagschule in der an dem Fließchen Bersante und unweit des Gestades der Ostsee gelegenen preußischen Festung Kolberg war eben aus.

In dichten, fröhlichen Scharen drängten sich Mädchen und Knaben auf den bereits von der Dämmerung eines nebeligen Oktobertages umfangenen Gassen. Die ersteren, um sich in kleineren und größeren Truppen sittsam nach Hause zu begeben, die letzteren, um nach dem stundenlangen Stillsitzen in der dumpfigen Schulstube auf dem Rasenplatz vor der alten Domkirche noch eine Weile sich herumzutummeln, insbesondere Krieg zu spielen.

Ist dies schon an und für sich ein Lieblingspiel frischer, fröhlicher Knaben, hatte es zu jener Zeit, in der Mitte des Oktobermonats 1806, eine gewisse Berechtigung für die männliche Jugend, denn es sah damals sehr kriegerisch in Deutschland aus, und mit jedem Tage konnte der drohende Wettersturm losbrechen.

An der Südwestseite des Thüringerwaldes standen nämlich weit über 100 000 Mann Preußen und Sachsen zum Angriff und zur Abwehr gegen die in immer volleren Scharen unter Führung Kaiser Napoleons und seiner bewährtesten Generale herandrückenden Franzosen bereit.

Das ganze preußische Heer und Volk erfüllte die zuverlässige, stolze Hoffnung, daß es siegen werde. Unter den jubelnd

entfalteten, rauschenden Fahnen standen ja die Enkel derer, die Anno 1757 die flunkerigen Franzosen bei Roßbach geschlagen, und die vielen anderen preußischen Ehren- und Siegestage gegen die Österreicher, Russen, Schweden und deutschen Reichsvölker lebten noch in frischer Erinnerung.

Und wenn auch einzelne im Heere und Volke anders dachten, oder gar offenherzig ihre Ansichten und Befürchtungen aussprachen: die jetzigen Franzosen seien nicht mehr die von 1757 und Kaiser Napoleon sei ein großer Feldherr, auch auf die Wandelbarkeit des Kriegsglücks hinwiesen, wurden sie verlacht und verspottet, wenn nicht gar als Vaterlandsfeinde verachtet.

Diese hoffnungsvolle, siegesgewisse Stimmung und Zuversicht wohnten sogar den Kriegspielenden Jungen auf dem grünen Rasenplatz vor der Kolberger Domkirche inne.

So wollte zum Beispiel keiner von ihnen freiwillig zu der Franzosenpartei gehören. Das Los sollte darüber entscheiden: längere oder kürzere Grashälmchen wurden aus der geschlossenen Hand eines Knaben gezogen. Wer die längeren zog, gehörte zur preußischen Kriegspartei, die kürzeren bezeichneten die Franzosen.

Und nicht lange, da standen sich die Parteien kampferhitzt gegenüber, Tafeln, Bücher und Lineale dienten als Waffen, und bald ging das Schieben, Drängen und Pauken los.

Verabredetermaßen siegten die Preußen und was von den die Franzosen darstellenden Jungen nicht eiligst die Flucht ergriff, wurde unter wüstem Geschrei gefangen genommen, bis endlich ein heranhumpelnder alter Polizeidiener dem Gassenlärm ein Ende machte, Freund und Feind in Trab setzte.

Ein sehr anständig, ja sogar sauber gekleideter Knabe von vielleicht fünfzehn Jahren, aber für dies Alter schlank aufgeschossen, mit einem merkbaren Ernst in Haltung und Blicken, die Schulbücher unter dem Arm, hatte die kämpfenden, schreienden Jungen im raschen Vorübergehen kaum eines Blickes gewürdigt.

Das schon hatte diese verdrossen, mehr aber noch verdroß es einige von ihnen, daß er jetzt auf ihren Zuruf nicht stillstand, nur um so eiliger dahinschritt.

Als die vorlautesten und aufdringlichsten Buben ihn dennoch einholten und ihn fragten: „Warum er denn an ihrem Spiel nicht teilnehme?“ antwortete er: „Ich habe mehr und besseres zu tun. Solche Balgereien passen mir nicht. Ihr werdet den Krieg eher haben, als ihr meint, und ich will nur hoffen, daß er im Ernst, unter dem Donner der Kanonen, ebenso glücklich und erfolgreich für Preußen ausfällt wie eure täglichen wüsten Kaufereien auf dem Domplatz.“

„Zweifelst du denn an Preußens Erfolg im Kriege mit Frankreich?“ fragte ihn in einem fecken, herausfordernden Ton einer der größeren Jungen, des Bäckers Regler Fritz.

„Das Kriegsglück ist wetterwendisch,“ antwortete der Gefragte, „heute mir, morgen dir.“

„Wie du so klug sprichst!“ sagte ein anderer Junge. „So würdest du dich wohl gar freuen, wenn die Preußen besiegt würden? He!“

Als der Knabe auf diese ihn beleidigende Frage keine Antwort gab und nur um so eiliger zuschritt, rief ein anderer dicht neben ihm hertrabender Junge, des Glückschneiders Reischert David: „Nur heraus mit der Sprache, denn wir wollen nun endlich wissen, woran wir eigentlich mit dir fremdem, hergelaufenem Jungen sind.“

„Laßt mich zufrieden!“ rief der Knabe und drängte den Frager etwas von sich ab. „Übrigens, daß ihr es nur wißt, halte ich die Zeit und den Ort nicht für geeignet, solche wichtige Tagesfragen mit euch zu besprechen und zu erörtern.“

„Hoho, nur nicht so anmaßend und stolz!“ riefen einige andere Jungen aus dem Haufen und drängten sich unter drohenden Mienen und Gebärden dicht an ihn.

„Gebt mir den Weg frei, — oder“ — rief der Knabe.

„Nun was denn — oder“ — antwortete des Glückschneiders David. „Meinst du etwa, wir fürchteten uns vor dir?“ Dabei drängte er sich mit etlichen anderen noch dichter um ihn.

„Gebt mir den Weg frei! sage ich noch einmal, — oder“ — Und da sie es doch nicht taten, im Gegenteil ihn stießen und

schuppten, schob er nicht eben sanft die ihn vorn und zur Seite belästigenden Jungen von sich ab, wobei Flickschneiders David über einen andern stolperte und längelang niederstürzte.

Sich wieder emporraffend, rief er voller Wut: „Das gedenke ich dir, elender Franzosenjunge!“

Und „Franzosenjunge! Franzosenjunge!“ scholl's jetzt im vollen Chor, obwohl aus gewisser Entfernung von dem Knaben, um nicht so leicht von ihm ergriffen und ausgebleut zu werden.

Der arme Knabe gab sich Mühe, über diese Beschimpfung seinen Zorn zu bekämpfen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den ganzen Troß in die Flucht zu schlagen. Er dachte aber an sein Mütterchen daheim, dachte an die Folgen, daß ihn so ein Straßenkrawall entehren würde, und ging deshalb ruhig seines Weges fort.

Doch die Buben, durch das Schweigen des Knaben, das sie für Furcht hielten, dreister gemacht, näherten sich von neuem, uzten und neckten ihn, und Flickschneiders David versuchte sogar, ihm seine Bücher zu entreißen.

Doch dies merken, sich umwenden, den Buben packen und ihm einige schallende Ohrfeigen versetzen, war eins bei dem mutigen Knaben.

Das half. Im Nu stoben die anderen auseinander, bearbeiteten ihn aber aus der Ferne mit Kieselsteinen und aufgerafftem Straßenschmutz und schrien dabei ununterbrochen: „Franzosenjunge! Franzosenjunge!“

Nicht aus Furcht, sondern seine Kleider möglichst vor den Geschossen seiner Gegner zu schützen, eilte der Knabe in den offen stehenden Torweg eines Gasthofes, durch dessen Garten er nunmehr unbelästigt nach seiner mütterlichen Wohnung beim alten Schiffer Hubert im Mündegäßchen gelangte.

Um sein geliebtes Mütterchen, das schon gar schwer zu tragen hatte, vor neuem Verdruß zu behüten, schwieg er über den Vorfall.

Aber Mütterchen bemerkte, trotz der abendlichen Dämmerung, die bereits im Stübchen herrschte, dennoch seine große Aufregung,

sein erhitztes Gesicht und auch die Schmutzflecken auf den hellen Beinkleidern und dem schneeweißen Hemdkragen.

„Robert, was hast du?“ rief sie erschreckt. „Was ist vorgefallen? O die schönen Beinkleider, das frische Hemd! Ich will doch nicht hoffen, daß mein guter, gehorsamer Sohn, meine Hoffnung und Stütze —“

Robert umarmte stürmisch die Mutter, gleichsam um ihre Befürchtung über ihn nicht aussprechen zu hören, und erzählte ihr dann wortgetreu den Hergang. Tränen liefen ihm hierbei über die Wangen, — Bornestränen, und als er ihr auch unverhohlen mitteilte, daß ihn die Buben in ihrer Bissigkeit und Wut „Franzosenjunge!“ geschimpft hätten, verfiel er in ein krampfhaftes Schluchzen.

„Franzosenjunge?“ fragte die Mutter. „Was soll denn das? Was hat diese Bezeichnung für einen Grund?“

„Wohl keinen andern,“ antwortete Robert, „als daß unser Familienname, Dumont, ein französischer ist, daß meine Ureltern von väterlicher Seite französische Auswanderer waren, die samt vielen Tausenden um ihrer Religion willen Frankreich verließen und durch die Hochherzigkeit des Großen Kurfürsten von Brandenburg in dessen Landen eine neue Heimat fanden. Und dann wohl, Mütterchen, noch aus dem Grunde, daß ich die französische Sprache mit Vorliebe treibe, sogar einige Schüler, Söhne besserer Eltern, darin unterrichte, und endlich, daß ich — es ist lächerlich, aber gewiß nicht ohne Grund — daß ich der Meinung der Gassenbuben, die Preußen würden und m ü ß t e n siegen, nicht unbedingt zugestimmt habe.“

„Ist's das, Robert, dann nimm dir diese alberne Bezeichnung nicht zu sehr zu Herzen und zeige den bösen Buben dereinst durch die That, daß Preußen dein Vaterland, Friedrich Wilhelm III. — Gott segne ihn und sein Haus! — dein angestammter König ist!“

„Ja, Mütterchen, hier schwöre ich's,“ rief Robert begeistert — „Gut, Blut und Leben für König und Vaterland!“ —

Zweites Kapitel.

Einige Tage nach diesen Vorgängen saßen Mutter und Sohn in der noch mit dem grünen Behang des entschwindenden Sommers geschmückten Laube im Garten ihrer kleinen Mietwohnung.

Beide waren eifrig beschäftigt; die Mutter mit einer Weißnäherei, Robert mit der Anfertigung einer größeren schriftlichen Arbeit.

Es war einer jener unbeschreiblich schönen Oktobertage, wie sie uns dieser Monat selbst im nördlichen Deutschland nicht selten bringt, ein leises, liebliches Verklingen des Sommers. Der Himmel glänzte in einem fast durchsichtigen Lichtblau, Wiesen und Gelände prangten noch im lieblichsten Grün, kein Lüftchen regte sich, und aus nächster Ferne blitzte silbern das unabsehbare Meer, die Ostsee, das d e u t s c h e Meer, im Sonnenglanz.

Es war feierlich still zwischen den beiden; man vernahm nur das Gefrinkel von Roberts Feder und das leise Niederfallen eines verwelkten Blattes vom Apfelbaum, der die Laube zur Sommerzeit umschattete und sie im Winter vor den Stürmen, die vom Meere brausten, schützte.

Endlich sagte Robert: „Fertig, Mütterlein,“ legte die Feder aus der Hand, klappte das Schreibheft zu und schob es beiseite.

Tief aufatmend nach getaner Arbeit ließ er seine Blicke über den hübschen Garten und weiter hinaus über das Meer schweifen.

„Welch ein köstlicher Herbsttag!“ begann er. „Die Natur atmet Einklang, Ruhe und Frieden, nur die Menschen liegen im Streit miteinander und vielleicht, daß gerade jetzt im gesegneten Thüringerlande zwischen den sich bitter hassenden Parteien ein heißer Kampf wogt, Menschenblut in Strömen fließt. Müßte es einmal dahin kommen, so möge Gott die preussischen Waffen segnen! Möge der Feind aus unseren Grenzen verdrängt werden, möge Deutschland sich bald wieder eines dauernden Friedens erfreuen!“

„Das gebe Gott!“ sagte die Mutter, und über ihr bleiches

Antlitz, das der enganliegende bereits mit silbernen Fäden durchwirkte Scheitel, das Mariengarn des Menschenherbstes, noch schmaler erscheinen ließ, flog ein dunkler Schatten. Die Hände gefaltet, eine perlende Träne zwischen den Wimpern, schloß sie: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt, ach, und gerade wir in unserer Dürftigkeit haben des nährenden Friedens nötig.“

„Mütterlein,“ sagte Robert plötzlich und rasch, „und die Gassenbuben hier und vielleicht auch deren Väter — denn wie die Alten jungem, so zwitschern die Jungen — halten mich und wohl gar auch dich, Mutterherz, für Leute, die keine Liebe für ihr Vaterland haben, denen es gleich gilt, wer als Sieger aus dem gewaltigen Kampfe hervorgeht, belegten mich sogar mit dem Schimpfnamen Franzosenjunge. O, dieser Schimpf ist mir noch niemals angetan worden, nicht in Bromberg, nicht in Stettin, nicht in Glogau und wo wir sonst unser zeitweiliges Asyl genommen. Wie du auch gerade auf das enge und finstere Kolberg gefallen bist!“ schloß der sonst so gehorsame Sohn in einem Tone, aus dem ein Vorwurf klang. „Trotz des blauen Himmels und des goldigen Sonnenscheins ist es hier so öde, so frostig und fern ab vom großen Weltverkehr und der wohlthuenden Verbindung der Menschen untereinander, ich komme mir hier vor, als stände ich auf einer einsamen vom Meer umbrausten Klippe, so daß ich immer fürchte, in die wilden Wasser geschleudert zu werden.“

„Robert, sprich nicht so harte, ungerechte Worte aus,“ entgegnete die Mutter. „Du weißt, daß es schon lange mein Wunsch gewesen ist, hier in Kolberg, wo ich geboren bin und meine früheste Kindheit verlebt habe, dauernd meinen Wohnsitz zu nehmen. Und sag' selbst, haben wir während unseres kurzen Hierseins nicht vielerlei Gutes von den Leuten genossen? An unserm Hauswirt, dem alten ehrlichen Schiffer Hubert, haben wir einen zuverlässigen Freund gefunden, deine Lehrer sind mit deinem Fleiß und Betragen sehr zufrieden, durch ihre Vermittelung hast du schon einige Schüler bekommen, die du im Französischen und Zeichnen unterrichtest, und sieh hier,“ — sie zeigte auf ihre Näherei — „wie es mir selbst nicht an Arbeit und Verdienst fehlt.“

Dazu die kleine Wittwenpension, und wir sind, wenn uns der liebe Gott gesund erhält, wenigstens vor Mangel gedeckt. Klein und rein, sagt ein altes Sprichwort, und beim Reichthum wohnt nicht immer das Glück und die Zufriedenheit."

Hier schwieg die Mutter; sie wollte das gesprochene gute Wort in Roberts Seele wirken lassen.

Erst nach einer ganzen Weile begann sie von neuem: „Daß dein seliger Vater wegen eines Brustleidens genötigt ward, so früh aus der Armee seines Königs zu scheiden, der er mit Ehren angehört und in der Schlacht bei Birmasens einen französischen Adler mit höchster Lebensgefahr erobert hat, war freilich ein großes Unglück, hatte aber doch wieder sein Gutes, daß er seine ganze Aufmerksamkeit und Teilnahme nun dir zuwenden konnte, dir unablässig in Sprachen und Wissenschaften nachhalf, dermaleinst etwas Ordentliches aus dir zu machen. Der brave Gatte und Vater hat es nicht erlebt, deine fernere Ausbildung wird uns noch schwere Opfer auflegen, doch ich verzage nicht: Gott wird uns nicht verlassen und versäumen. Er ist und bleibt der rechte Vater der Wittwen und Waisen."

„Von diesem frommen Glauben bin ich auch erfüllt," sagte Robert, „aber offen gestanden, lieb' Mütterchen, in Kolberg möchte ich nicht für immer bleiben."

„Es geht aber im Leben nicht immer nach unseren Wünschen," entgegnete die Mutter in großem Ernst. „Für unsere Verhältnisse paßt aber gerade diese Stadt. Das Leben ist hier weit weniger kostspielig als in Glogau und Stettin, die Schule ist gut und dann" — Sie hielt plötzlich inne, als hätte sie sich in ihrem Redefluß auf einer eben zu tuenden Mitteilung ertappt, die jetzt noch kein anderer, und sei es selbst das eigene Kind, wissen sollte.

„Nun — und dann, Mütterchen," bemerkte Robert, „du wolltest wohl noch einen Grund anführen, daß du Kolberg zu unserm Wohnort gewählt. Darf ich's nicht wissen?"

Als die Mutter beharrlich schwieg und dabei eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte, was Robert nicht entging, sagte dieser merkbar empfindlich: „Es liegt hier bestimmt

noch ein Geheimnis vor. So zum Beispiel habe ich erfahren, daß du häufig den Friedhof besuchst und daß dort vor allen anderen Gräbern das des früheren Kommandanten von Kolberg, des Majors von der Heyden, deine Teilnahme in Anspruch nimmt. Hast du den Major gekannt, oder gehörte er gar zu unserer Verwandtschaft?"

„Allerdings habe ich den Seligen gekannt,“ entgegnete die Mutter mit einer Robert überraschenden Bestimmtheit. „Er war mein väterlicher Freund und Beschützer. Und selbst auch wenn der alte Herr mir keine besondere Teilnahme erzeigt hätte, — auf den braven Major von der Heyden, der Kolberg zweimal, im Jahre 1758 und 1760, heldenmütig gegen die Russen und Schweden verteidigt hat, muß jeder Kolberger, jeder Vaterlandsfreund stolz sein, sein Gedächtnis in Ehren halten!“

Als jetzt die Mutter schwieg und eine Träne im Auge zerdrückte, ergriff Robert ein gewisses Schamgefühl. Er eilte auf sie zu und vor ihr niedersinkend, sagte er: „Herzensmütterlein, verzeihe mir! Es war recht unpassend, dir wegen der Wahl unseres jetzigen Wohnortes Vorwürfe zu machen, oder gar ein Geheimnis in deiner Seele zu vermuten, wo dich doch nur ein Gefühl, ein Streben beseelt, deines einzigen Kindes Bestes zu wollen.“

Erst als die Mutter sich wieder völlig beruhigt hatte, sagte sie: „Und selbst wenn hier ein Geheimnis vorläge, das jedenfalls nicht unehrenhafterweise sein könnte, hätte die Mutter doch immer das Recht, es bis zu einer passenderen Zeit für sich zu behalten. Wie du eben selbst sagtest, — o halte immer und immer den Glauben fest, daß ich nur meines einzigen Kindes Bestes will.“

Das schamgerötete Antlitz in den Mutter Schoß bergend, die treuen Mutterhände segnend über das Haupt des geliebten Kindes gebreitet, überraschte die beiden ihr Hauswirt, der alte Schiffer Andreas Hubert.

„Boß Fockmast und Bugspriet, Planken und Seewasser!“ sagte er. „Habe mit meinem alten Gebatter Kettelbeck viele

Meere durchkreuzt, viel Gutes und Böses unter weißen und schwarzen Menschenkindern angetroffen, aber ein solch schönes Bild selten. Das lasse ich mir gefallen: Mutterliebe, Kindesdemut und Gehorsam.“

„Treten Sie näher, Vater Hubert,“ sagte die Mutter, und Robert sprang auf, um dem alten Mann seinen Holzstempel herbeizurücken.

„Danke, danke, junger Herr,“ sagte Hubert.

„Ei, nicht immer diese Anrede, Papachen,“ bemerkte Robert, „wie oft habe ich Sie nun schon gebeten, mich bei meinem Vornamen zu nennen. Es klingt das von einem alten Manne so traut, so väterlich, und wahrlich, v ä t e r l i c h haben Sie sich bis jetzt gegen mich gezeigt.“

„Poß Fockmast und Bugspriet! ich wollte ja schon gern, ich alte Seeratte mache ja sonst keine Umstände und spreche am liebsten, wie mir der Schnabel gewachsen ist, — aber dort, die Frau Mama, die gnädige Frau, und da denke ich: Ehre, dem Ehre gebührt.“

„Ich bin keine gnädige Frau, wie Sie längst wissen, Papa Hubert, ich bin nur die schlichte Witwe des Leutnants Dumont.“

„Ja doch, ja doch, das weiß ich nun schon seit zwei Monaten, seitdem Sie nach Kolberg gezogen sind und bei mir wohnen, Sie aber beide — Mutter und Sohn — haben so etwas Kulantes, ja Vornehmes und Hohes — lachen Sie mich nicht aus — in Ihrem ganzen Wesen und Tun, das ich — poß Fockmast und Bugspriet, Planken und Seewasser! — der alte Hubert hat auch Konduiten, weiß Raushgold von edlem Metall wohl zu unterscheiden, und da meine ich immer, meine —“

„Daß sich die schlichte Leutnant Dumont gelegentlich als Prinzessin entpuppen wird,“ unterbrach sie ihn scherzend. „Dürchten Sie das nicht, Papa Hubert,“ sprach sie noch in dem angeschlagenen Tone. „Wir sind einfache, schlichte Leute, die der liebe Gott in seiner Weisheit nicht sonderlich weich gebettet hat. Ich tröste mich aber mit den Worten der Schrift: So wir Nahrung und Kleidung haben, so lass'et uns genügen.“

„Allen Respekt vor Ihrer Bescheidenheit, Frau Leutnant,“ erwiderte der Alte, „aber da der junge Herr —“

„Robert wollen Sie sagen,“ unterbrach ihn dieser.

„Nun ja — poß Planken und Seewasser! — Robert hat etwas Festes, Strammes, ja Edelmännisches an sich, und das, meine ich, wird dem Menschenkinde nicht anerkogen, sondern angeboren, denn mich dünkt, wie man so sagt, Robert muß gleich mit Stiefeln und Sporen auf die Welt gekommen sein.“

Mutter und Sohn lachten herzinnig über diese Auslassungen des alten Mannes. „Poß Planken und Seewasser!“ fuhr er fort, „es hat mich ganz außerordentlich gefreut, daß du den Franzosenjungen, den dir Flickschneiders David an den Hals warf, nicht hast auf dir sitzen lassen, dem Schlingel, dem Gassenbuben, ganz gehörig den Kümme gerieben hast. Beide, der Alte und der Junge, taugen in der Wurzel nichts. Der Alte kam angeblich als Anspachscher Unteroffizier hierher, da aber bald die ihm angeblich stipulierte Pension ausblieb, wurde er wieder, was er ursprünglich gewesen, Schneider, — Flickschneider. Und weil's auch damit nicht geht, hat er den Dummen eins vorgepiegelt, vermittelt Käufe und Verkäufe, fertigt Suppliken, spielt bei den Bauern den Mäfler und Ratgeber und ist just zu allem zu gebrauchen, was das Tageslicht zu scheuen hat. Der Schlauhans, der Kujon! Hätte dir gern, Robert, beim Magistrat was eingebrockt, daß du deine Ehre und dein gutes Recht gegen die schamlosen Angriffe seines Schlingels mehr handgreiflich verteidigt hast. Mußte deshalb gestern zum Herrn Senator kommen. Hat mich — poß Planken und Seewasser! richtig ausgefragt über Sie, Frau Leutnant, und Ihren Sohn. Doch ich habe dem weisen Herrn zu dienen gewußt, was Sie für herrliche Leute sind, und ich denke, Sie werden nun wohl Ruhe haben von dieser Seite. — Meinen lieben Robert beleidigen! Hab' meine helle Freude an ihm! Prächtig gewachsen! Lang und schlank ist Edelmanns Gang! sprechen die Leute, und Sprichwort — Wahrwort.“

Robert sah verschämt zu Boden.

Der Franzosenjunge.

„So, so,“ fuhr der Alte wichtig fort — „gerade so hat er die sprechendste Ähnlichkeit mit dem seligen Herrn Major, wenn dieser gelegentlich vor sich hin sah, die Gedanken sammelte, um die Russen und Schweden nicht herankommen zu lassen.“

„Wen meinen Sie denn, Papa Hubert?“ fragte Frau Leutnant Dumont.

„Unsern unvergessenen Kommandant, Major von der Heyden!“ pläzte der Alte heraus. „Ich sage Ihnen, Vater und Sohn können sich nicht ähnlicher sehen.“ —

Der Mutter Augen ruhten entzückt auf Robert, ja vertieften sich wonneselig in seinem Anblick. Robert lachte hell auf.

„Lache nur, mein Junge!“ rief Hubert empfindlich, „und meinetwegen Sie auch, Frau Leutnant. Pok Fockmast und Bugspriet, Planken und Seewasser! was ich aber weiß, weiß ich, und wenn Sie mal Gelegenheit haben sollten, des braven, unvergessenen Majors von der Heyden Bild zu sehen“ —

„Sein Bild?“ rief die Frau Leutnant freudig überrascht.

„Gewiß, sein Bild,“ bestätigte Hubert. „Es hängt im Sessionszimmer des Rathauses. Der selige Herr hat es auf Wunsch des Senats diesem verehrt, und es wird alljährlich am Geburtstag des preußischen Helden mit einem frischen Eichenkranz geschmückt.“

„Ist es erlaubt, das Porträt sich einmal anzusehen?“ fragte Frau Dumont mit lebhafter Teilnahme.

„O gewiß, da ist mein alter Gevatter Kettelbeck, er besucht mich zuweilen in geschäftlichen Angelegenheiten und ist Rathsherr. Der wird mit ganz besonderem Vergnügen —“

„Wer ist dieser Herr Kettelbeck?“ unterbrach ihn Frau Dumont. „Ich habe schon zu verschiedenen Malen seinen Namen nennen hören.“

Ehe Papa Hubert zu Worte kam, antwortete Robert der Mutter: „Den braven Herrn Kettelbeck kennt in Kolberg jedermann, und ganz natürlich, ist er auch mir nicht unbekannt. Er ist ein nicht allzu großer und dabei von Aussehen schwächerer Mann. Aber trotz seines Alters, er mag bereits ein naher Sieb-

ziger sein, ein Mann von eiserner Willenskraft und ein Bürger, wie er sein soll: seinem König und Vaterlande treu ergeben und dafür auch von der Liebe und dem Vertrauen der ganzen Bürgerschaft getragen. Er wohnt ja auf dem Markt, in dem alten Hause mit der breiten Giebelseite. Er hat sich in seinen jüngeren Jahren viel auf dem Meere herumgetrieben, ist Schiffskapitän und treibt gegenwärtig die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Mütterchen, den zeige ich dir nächstens! Er ist viel auf der Münde und promeniert gern im Wäldchen an der Maikuhle. Du solltest ihn nur sehen, und gewiß würdest du sofort sagen: das ist Nettelbeck! Ich sage dir, den alten, braven Mann kann man gar nicht verkennen, auf seinem Antlitz liegt es wie klarer Sonnenschein, Wahrheit, Recht und Pflichtgefühl blicken einem daraus entgegen."

"Brav, brav, Robert," sagte der alte Hubert, Freudentränen in den Augen. "Das ist meines biedereren Gevatters lebendiges Konterfei. Gott segne unsern mannhaften Nettelbeck! Art läßt nicht von Art. Sein Vater war auch schon durch und durch ein Ehrenmann, hat sich unter dem Herrn Major von der Henden in den Jahren 1758 und 1760 große Verdienste um Kolberg erworben. Gott verhüt's, sollten wir aber jemals wieder eine Belagerung durchmachen müssen, der zweite Nettelbeck würde dem ersteren nicht nachstehen."

Da rief eine Stimme in der Nähe der Laube: "Ich hörte meinen Namen nennen. Doch in Gutem?"

"Ah, Gevatter Nettelbeck!" rief Vater Hubert freudig überrascht, und auch auf den Lippen der Frau Dumont und denen ihres Sohnes schwebte der Name Herr Nettelbeck."

"Wer ist die Dame?" fragte der alte Herr leise Hubert.

"Frau Leutnant Dumont," antwortete dieser, sie ihm vorstellend; "dort deren Sohn, Robert."

Mit der Sicherheit eines Mannes von gutem Tone verneigte sich Nettelbeck vor ihr. Dann flogen seine Blicke zu Robert und ruhten eine ganze Zeitlang forschend auf ihm.

"Nun haben wir das Unglück," sagte er hierauf. "Soeben

ist die Nachricht eingelaufen: die Franzosen haben die Preußen bei Jena und Auerstädt total geschlagen. Die Feinde rücken un-
aufgehalten gegen Berlin vor, die Königin ist mit ihren Kindern
bereits auf der Flucht nach Stettin. Es ist alles verloren!"

"Gott verhüt's!" rief Hubert mit zusammengeschlagenen
Händen.

"Ei was, verhüt's!" rief Nettelbeck barsch. "Du hörst es
ja, Gott hat es nicht verhütet, es geschehen lassen! Und wer
weiß, aus welchen allweisen Gründen! Das Preußen Friedrichs
des Großen ist dahin. Und eigentlich war es jenes große Preußen
schon lange nicht mehr. Nur außen verbrämt mit der Glorie des
siebenjährigen Krieges, innen aber zerfressen vom Schimmel der
Selbstüberhebung und junkerlichen Standesbevorzugung. Doch
aus seinen Trümmern wird ein neues, festes Preußen erstehen.
Helfen wir alle dazu! Ohne Kampf kein Sieg! Durch Nacht
zum Licht!"

Frau Dumont weinte bitterlich; Robert hatte die Worte des
Herrn Nettelbeck mit ganz eigentümlichen Gefühlen vernommen.

"Höre, Gevatter," sagte Nettelbeck, zu Hubert sich wendend,
"mache schleunigst ein Fahrzeug klar und fahre nach Bornholm
hinüber. Nimm Rücksprache mit meinem Makler Hans Damiß,
daß er mir in kürzester Zeit eine Partie Schlachtvieh liefern kann."

Hubert lachte.

"Du lachst!" sagte Nettelbeck in einem gereizten Tone. "Ein
kluger Mann sorgt in guten Tagen für die bösen. Wenn die
Franzosen Kolberg belagern, muß es gut verproviantiert sein."

"Gevatter," entgegnete Hubert scherzend, "darüber dürfste
noch viel Wasser aus unserer Bersante ins Meer laufen."

"Das verstehst du nicht," entgegnete Nettelbeck erbittert.
"Ein guter Freund aus Schwedt schreibt mir: sie hätten alle den
Kopf verloren, Beamte und Bürger, und nebenbei machten sich
schon die Bosheit, der Verrat, die Nichtswürdigkeit breit. Sind
die Franzosen erst in Stettin, kommen sie auch nach Kolberg, und
Stettin und Kolberg sind für Napoleon die Schlüssel, das feste
Land zu verschließen. Gebe Gott, daß ich mich täusche! Jeden-

falls aber müssen wir auf unserer Hut sein und dürfen die Hände nicht in den Schoß legen. Wir müssen Kolberg halten, und wenn wir dadurch auch nicht den Feind in seinem Siegesfluge aufhalten, so wollen wir doch zu denen gehören, denen Mannesmut und Mannestreue noch hoch gelten.“

Der alte Mann hatte sich warm geredet. Er trat einige Schritte vor, um durch das Gezweig der dichtstehenden Obstbäume im Garten, vielleicht ganz unwillkürlich, einen Blick auf das Meer zu gewinnen. Wie oft schon hatte ihn solch ein Blick in des Lebens vielfachen Sorgen und Kümernissen gestärkt, ihm neue Zuversicht, neues Vertrauen gegeben. Vielleicht auch, daß er durch dies Abwenden seine Tränen verbergen wollte. — —

Schüchtern und bescheiden, obwohl klar und verständig in seinem Ausdruck, nahm jetzt Robert das Wort:

„Es dürfte schwer halten, aus Kolberg ein Bollwerk gegen der Feinde Andrang zu schaffen. Gott sei's geklagt, — es ist fast alles zerfallen. Das Geschütz liegt am Boden und ist vom Gras überwachsen. Die Lafetten fehlen zum Teil, teils liegen sie vermodert in den Remisen. Wälle und Gräben sind zerfallen, und von Palisaden, Wolfsgruben, spanischen Reitern und derlei anderen Schutzmitteln ist keine Spur. Dazu lagert eine Garnison in der Festung, die weit lieber der Ruhe pflegt, als Tag und Nacht auf dem Qui vive zu stehen, und der Kommandant, Herr Oberst von Laucadou, — ich habe ihn bis jetzt nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen, — aber nimmer glaube ich, daß der Greis der rechte Mann sein dürfte, Kolberg bis auf die letzte Patrone zu verteidigen.“

„Gnädige Frau, Ihr Knabe spricht wie ein Mann,“ sagte Nettelbeck erfreut, schritt auf ihn zu und reichte ihm erfreut die Hand. „Aber, mein lieber Sohn,“ fragte er ihn, „woher weißt du denn das alles?“

„Vom Augenschein, Herr Nettelbeck,“ lautete dessen Antwort; „glauben Sie mir, daß mich das alles schon oft recht schmerzlich berührt hat.“

„Aber bei deiner Jugend!“ bemerkte Nettelbeck verwundert.

„Mein Vater war preußischer Offizier,“ antwortete Robert freimütig, — ja nicht ohne Selbstgefühl und Stolz, „und ich war stets sein gelehriger Schüler.“

„Brav, mein Sohn,“ sagte Nettelbeck erfreut. „Zeigten doch alle preußischen Landesfinder, jung und alt, diese lebendige Teilnahme für das unglückliche Vaterland!“

„Dürften Sie mir wohl gestatten,“ sagte hier Robert und ergriff Nettelbecks Hand, „daß ich den Vater Hubert auf seiner Fahrt nach der Insel Bornholm begleiten darf?“

„Darüber hat in erster Instanz deine Mutter zu entscheiden,“ lautete dessen Antwort.

„Erlaubst du's, Mütterchen?“ fragte sie Robert.

„Ach Gott, Gott!“ äußerte sich die Frau Leutnant. „Du könntest Gefahr leiden, könntest“ — sie zog den Knaben herzinnig an sich. „Du bist mein höchstes Erdengut! Später freilich würde es mich hoch ehren, dich im Dienste des Vaterlandes zu sehen; doch jetzt bist du noch zu jung, hast als Schüler, als Kind deiner verlassenen Mutter noch nähere Pflichten.“

„Gnädige Frau,“ sagte Nettelbeck mit dem Wohlwollen und der Herzlichkeit, die ein Ausfluß seines tiefinneren, ehrlichen Wesens waren, „aus solchen Gerten da werden die besten Stämme, und wir brauchen einen ganzen Wald solcher, um uns vor dem Feind zu schützen. Ich will Sie ihres einzigen Kindes nicht berauben — verhüte es Gott! Aber wenn eins Sie darüber beruhigen und trösten könnte, — bei der ersten Belagerung Kolbergs unter dem tapferen Heyden war ich nicht viel älter als Ihr Sohn und noch dazu körperlich ein schwächliches Bürschchen, wo Robert schon ganz gehörig aus den Schulterblättern gewachsen ist. Mein seliger Vater war, obwohl nur ein schlichter Bürger, ein Spezialfreund des Herrn von der Heyden, denn bei dem galten nicht der Stand und die Tacke, sondern was darunter saß: Ehrenhaftigkeit, Mut, Kenntnisse. Von früh bis spät war mein Vater um ihn und ich wieder um den. Ich kleines Kerlchen hatte immer die Augen offen und bekam dadurch frühzeitig von allen Dingen das richtige Verständnis. Ja, der Major von Heyden! Das war ein

Mann nach dem Willen Gottes. Hat sich von den vertrackten Russen und Schweden nicht unterbringen lassen! Ich könnte von jedem Tag ein prächtiges Stückchen erzählen; aber das beste ist doch von der zweiten Belagerung Anno 60. Die Russen hatten ihn aufs äußerste gebracht, wollten ihm partout an den Kragen. Glücklicherweise nahte sich dem schon schwerbedrängten Kolberg ein kleines Hilfskorps. Da denkt der alte Herr: biegen oder brechen! und wirft den stürmenden Russen drei Schwadronen Husaren entgegen. Und die Feinde, meinend, sie seien von der ganzen preußischen Armee angegriffen, flüchten in vollen Haufen auf ihre Schiffe, die, als gäbe es auch dort keine Sicherheit vor den kühnen preußischen Husaren, eiligst die Anker lichten und heidi! das hohe Meer suchen. Damals kam in Kolberg das Verslein aufs Tapet:

Und durch ganz Deutschland macht die Kunde
Die unerhörte, die drollige Kunde:
Zwei Flotten vertrieben die preußischen Reiter,
Das nenn' ich mir kühne, verwegene Streiter.

Der alte Mann war über diese Mitteilungen ganz warm geworden, hatte in der Erinnerung an die glanzvolle Vergangenheit die traurige, schmachvolle Gegenwart vergessen.

„Herr Kettelbeck,“ erlaubte sich Frau Leutnant Dumont zu bemerken, „Sie erzählen mir gewiß gern gelegentlich mehr von dem Major von der Heyden.“

„Mit Vergnügen, gnädige Frau,“ antwortete der alte Mann, sich respektvoll verneigend, „hab' noch großen Vorrat an solchen Stücklein von ihm. Apropos aber, daß wir eins über das andere nicht vergessen, soll denn also Robert die Fahrt mitmachen?“

„In Gottes Namen!“ antwortete Frau Dumont.

Drittes Kapitel.

Die Unglücksnachrichten mehrten sich von Tag zu Tag. Spandau war verloren, Stettin hatte sich auf die erste Aufforde-

rung an eine Handvoll französischer Reiter ergeben, und Küstrin, in welcher Festung ein Major von Ingersleben kommandierte, hatte nicht minder schimpflich gehandelt, obwohl der Kommandant noch wenige Tage vor der Übergabe dem Könige das heilige Versprechen gegeben hatte, Küstrin so lange zu halten, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne.

Die königliche Familie hatte glücklich Tilsit erreicht, drängte der Feind noch mehr nach, blieb ihr nur noch Memel zum Asyl.

So rückte das Schicksal Kolbergs immer näher und näher. Der Kommandant, Oberst von Loucadou, war ein alter, verlebter Mann, ohne alle Energie, dessen einzige Heldentat gewesen war, daß er im bairischen Erbfolgekrieg ein Blockhaus gegen die Österreicher verteidigt hatte. Er rühmte sich noch immer dessen. Bei diesem Stand der Dinge war es eine Notwendigkeit, daß die Besseren, die *Patrioten*, und zu welcher Zeit hätte es diese in Brandenburg-Preußen nicht gegeben? sich zusammentaten, Kolbergs Wohl und Wehe zu beraten. Seitens des Kommandanten geschah nur blutwenig, die Feigherzigkeit und der Verrat hatten ein schlechtes Beispiel gegeben, es war bequemer, eine Festung zu verraten, als sie pflicht- und mannestreu zu verteidigen.

Da trat die Bürgerschaft in die Bresche; eine Versammlung wurde einberufen; Männer voller Mut und Tatkraft führten das Wort; es wurde beschlossen: Kolberg unter allen Umständen zu halten, den Franzosen keinen zweiten festen Sitz an der Ostsee zu bereiten.

Freilich ließen auch Engherzige ihre Stimme vernehmen: Späßen unter den Adlern. Und diese Engherzigen und Feiglinge meinten: warum uns in Dinge mischen, die uns eigentlich gar nichts angehen? Möge das Militär die Wälle verteidigen, genug, wenn wir die Ruhe und Ordnung in der inneren Stadt aufrecht halten.

Da nahm der alte Kettelbeck das Wort.

Er sprach: „So mag es wo anders sein. Von ältesten Zeiten an waren aber in Kolberg die Bürger die natürlichen und gesetzlich berufenen Verteidiger ihrer Mauern und Wälle. Vormalß

schwur jeder seinen Bürgereid mit Ober- und Untergewehr, schwur, daß er die Festung verteidigen wollte mit Gut und Blut. Diese Verpflichtung besteht noch heute, und heute noch ist die gesamte Bürgerschaft in fünf Kompagnien geteilt, obgleich nach dem Tode des letzten Kommandanten kein neuer wieder gewählt worden ist. Das Gesetz besteht also noch zu Recht, und unter der Bürgerschaft wird sich doch einer finden, der die Führung dieser Stadtmiliz übernimmt.“

„Ihr, Herr Nettelbeck Ihr!“ riefen viele aus der Versammlung.

„Mit dem größten Danke würde ich diesen ehrenvollen Posten annehmen, doch ich muß mir selbst sagen, und so ihr etwas nachdenkt, werdet ihr mir beipflichten, daß ich als alter bewährter Seemann und sonst noch in vielen Dingen erfahren, bei einer Belagerung der Stadt ganz wo anders nötig bin: hier und da, innen und außen, oben und unten, bald ratend, bald ermahnend, selbst mit anfassend, und tut's just not, den Säumigen und Verrätern ein Donnerwetter über den Hals schickend. Ich schlage euch den Senator Wilken vor, der besitzt Gewissen und Ehre und liebt sein Vaterland aufrichtig.“

„Vivat unser neuer Kommandant!“ riefen die Bürger, und der Erwählte nahm die Stelle an.

„Mich aber,“ rief da Nettelbeck, „schickt zum Kommandanten, damit ich ihm verkünde, was der getreuen Bürger Wille und Absicht ist. Mich schickt, mich, denn bei mir hat er schon lange etwas auf dem Kerbholz, und will er mir gar mit nichtigen Redensarten und Floskeln entwischen, — der alte Nettelbeck, der niemals Menschenfurcht gekannt, viele Jahre lang den Kiel durch vielerlei Meere geführt hat, dazu ein echt Kolberger Kind ist, läßt sich von dem Verteidiger eines Blockhauses gegen die Österreicher nichts vormachen.“

Die Versammlung brach in ein maßloses Gelächter aus.

Schon am andern Tage wanderte Nettelbeck in seiner Uniform als Schiffskapitän, den Dreispitz auf dem gepuderten Kopf — den Zopf hatte er schon seit einigen Jahren abgelegt — den

Sarraß an der Seite, der Kommandantur zu. Die auf dem Markt versammelte 600 Mann zählende Bürgermiliz machte ihm die Honneurs.

Nettelbeck hatte sich dem gestrengen Herrn Kommandanten kaum melden lassen, als er auch schon — ein seltener Fall — zur Audienz kam.

Der Herr von Loucadou ging nämlich von der Meinung aus, Nettelbeck komme im Namen der Bürgerschaft, um ihn de- und wehmütigst zu bitten, bei einer etwaigen Belagerung der Stadt dieselbe nicht der Gefahr eines Bombardements auszusetzen, bei der allgemeinen Haltlosigkeit und Zerschandenheit in Preußen den Zorn des Feindes nicht noch mehr zu reizen. Es kam anders.

Unumwunden erklärte ihm Nettelbeck, daß die gesamte Bürgerschaft freudig entschlossen sei, mit der Besatzung gemeinschaftliche Sache zu machen, so der Feind Kolberg belagere. Als der Kommandant überrascht schien, fuhr Nettelbeck dreist fort: „Sie, Herr Oberst, würden der Bürgerschaft eine große Ehre erweisen, sie auf dem Marktplatz zu mustern und jeder Kompagnie ihren Posten anzuweisen.“

Das hatte freilich Herr von Loucadou nicht erwartet. Ein erst verlegenes, dann spöttisches Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz. Er räusperte sich einigemal, ehe er das rechte Wort fand.

„Das ist ganz schön,“ sagte er, „und zeugt von einem freudigen Eifer der Bürger für die gute Sache. Doch die Zeit ist zu ernst für diese Spielerei, die ich mir allenfalls beim alljährlichen Königsschießen in dem schattigen Wäldchen der Maituhle gefallen lasse, aber nicht dem Feind gegenüber.“

Dem alten braven Nettelbeck schoß das Blut zu Kopfe, doch er bezwang sich noch.

Herr von Loucadou, durch Nettelbecks Schweigen dreister gemacht, fuhr fort: „In einer Festung kann nur einer kommandieren, und dieser Kommandant bin ich! Durch die Gnade meines Königs auf diesen Posten gestellt, ein alter Soldat, der schon im bairischen Erbfolgekriege“ — er sprach's nicht aus, seine und Nettelbecks Blicke begegneten sich, und auf des letztern Antlitz

zeigten sich ein unverkennbarer Spott und Hohn, — „der schon“ — er unterbrach sich selbst mit den Worten: „Ich brauche die Bürgerschaft nicht!“

„Das ist hart, Herr Oberst,“ bemerkte Nettelbeck mit wiedergewonnener Ruhe. „Mögen Sie diese Abweisung nie bereuen. Zeit und Umstände ändern oft sehr viel, und in einer Zeit wie die jetzige, sollten sich die Besseren eng zusammenscharen, statt ihre Kraft zu zersplittern. Der brave Major von der Heyden dachte Anno 58 und 60 anders darüber, — er hatte —“

„Ich bedarf derlei Hinweise nicht!“ unterbrach ihn Loucadou, „andere Zeiten, andere Sitten.“

„Aber das werden Sie mir nicht widerlegen, Herr Oberst,“ rief jetzt Nettelbeck mit erhobener Stimme, „der Feind steht bereits in Stettin, nur wenige Tagemärsche bringen ihn nach Kolberg, und bis jetzt ist für die Sicherheit dieser durch ihre Lage am Meere nicht unwichtigen Festung gar nichts getan worden. Die Wälle und Mauern zeigen Lücken, die Geschütze haben keine Lafetten, es fehlt an Munition, es sind, besonders in der Mai-kuhle, Schanzen aufzuwerfen, Palisaden anzubringen. Dies alles wäre ein Leichtes für die vereinten Kräfte. Kolbergs getreue Bürgerschaft —“

„Die Bürgerschaft und immer nur die Bürgerschaft,“ unterbrach er Nettelbeck. „Ich wiederhole ihm, ich brauche keine Bürgerschaft!“ schrie er und stampfte mit den Füßen. „Und übrigens, was geht das alles Ihn an?“

„Herr Oberst,“ sagte Nettelbeck mit erhobener Stimme, „was das mich angeht? In der Zeit der Not ist es jeden Führers Pflicht und Schuldigkeit, ein Hilfsanerbieten, und käme es auch von unberufener Seite, wenigstens zu prüfen, nicht stolz von der Hand zu weisen. Zu jeder Zeit aber ist es des guten Bürgers heilige Pflicht, Vaterstadt und Vaterland vor Gefahr zu bewahren, ist es Gottes Wille, dafür in den Tod zu gehen. Reden wir offen miteinander, Herr Oberst: Kolberg in seiner jetzigen Verfassung ist nicht imstande, einen Feind in der Stärke von nur 200 Mann abzuhalten.“

Der Kommandant erschraf sichtlich. Er mußte die Wahrheit dieser Ansicht fühlen.

Nettelbeck ließ einige Minuten diese Stimmung in der Seele des Obersten wirken; vielleicht ermannte er sich und versprach, mit den Bürgern gemeinsame Sache zu treiben. Doch er schwieg, — schwieg beharrlich.

Nettelbeck nahm das Wort wieder. „Die Maifuhle muß verschanzt werden,“ rief er mit starker Stimme, „sie ist der Schlüssel zum Hafen, und das Meer muß uns frei bleiben! Man verläßt sich auf das Münderfort und die Morastchanze, die aber beide ohne die Maifuhle gar keine Bedeutung haben.“

„Wer hat Ihnen denn das alles gelehrt?“ fragte der Kommandant mit einem spöttischen Lächeln.

„Mein gesunder Menschenverstand,“ antwortete der unerschrockene Bürger, „und wenn Sie denn durchaus nicht Befehl geben wollen, daß hier geschanzt werden soll, so gestatten Sie wenigstens, daß die Bürgerschaft diese Arbeit übernimmt.“

„Ja, ja, schanzt i h r!“ kreischte er in großer Aufregung. „Schanzt, bis ihr schwarz werdet, aber meint nur nicht, daß die Feinde vor euren Maulwurfshügeln Respekt haben werden. Schanzt, schanzt! Was außerhalb der Festung vorgeht, kümmert mich nicht, innerhalb dieser aber“ — hier richtete er sich stolz empor — „kommandiere ich, ich werde als treuer Diener meines Königs meine Pflicht tun.“

Er machte eine Handbewegung, daß sich Nettelbeck entferne. Und es geschah also.

Auf dem Marktplatz stand noch die gesamte Bürgermiliz unter dem Gewehr. Nettelbeck teilte ihr mit, daß er bei aller Abneigung des Kommandanten für die Mithilfe der Bürgerschaft dennoch viel erreicht habe: die Erlaubnis, daß sie schanzen könne, wo und wie sie wolle.

Ein brausendes Vivat lohnte den freisinnigen Sprecher, den begeisterten Patrioten.

Viertes Kapitel.

Im Nettelbeck'schen Hause am Markt herrschte reges Leben und Treiben. Der patriotische Mann hatte bekannt machen lassen, daß er Schanzarbeiter brauche. Da kamen sie aus der Stadt und den nächsten Dörfern, denn mit dem anderweiten Verdienst durch Handarbeit sah es jetzt übel aus.

Robert Dumont, der seit jenem Tage im Hubert'schen Hause durch seine klaren Antworten und vielfachen praktischen Beurteilungen Nettelbeck's Liebling geworden war, ihn in seinen Freistunden auf Weg und Steg begleitete und dadurch schon die ganze Umgegend Kolbergs genau hatte kennen lernen, schrieb heute die Namen der sich meldenden Arbeiter auf und verhandelte mit ihnen wegen des Lohnes.

Die Herstellungskosten der Schanzen, Palisaden und Sturm-
pfähle in der Maikuhle waren auf rund 400 Tlr. veranschlagt worden. Ein Gesuch der Bürgerschaft an den Magistrat, diese Summe aus dem Stadtsäckel zu bewilligen, hätte bei der Stimmung der hochweisen Herren zu langwierigen Erwägungen und Erörterungen geführt. Inzwischen wären die Franzosen mit leichter Mühe nach Kolberg gekommen. Da hatte der brave Nettelbeck das kürzeste Verfahren gewählt, beschlossen, die Herstellungskosten aus seinen eigenen Mitteln zu tragen.

Unter den sich anmeldenden Personen befand sich auch der ehemalige Anspach'sche Unteroffizier, jetzt Flickschneider Reischert, wie wir bereits wissen, der Vater jenes David Reischert, der damals unsern Robert „Franzosenjunge“ genannt und von ihm dafür tüchtig abgestaucht worden war. Der alte Reischert war ein schäbiges, heruntergekommenes Subjekt, dem es ganz gleichgültig war, ob Kolberg von den Preußen gehalten, oder von den Franzosen genommen wurde. Letzteres wäre ihm wohl weit lieber gewesen: zu verlieren hatte er ja nichts und vielleicht, daß er dabei im Trüben hätte fischen können, wie man zu sagen pflegt.

Mit trotziger Miene, die Hände in den Hosentaschen, trat er an Roberts Schreibtisch.

„Geda, du Junge,“ sagte er, „ich melde hiermit meinen David zum Schanzarbeiter an.“

„Den kann ich nicht annehmen,“ entgegnete Robert trotz der beleidigenden Anrede mit größter Ruhe. „Herr Nettelbeck hat angeordnet, daß in dieser so arbeitslosen Zeit nur verheiratete Männer, Familienväter, angenommen werden sollen.“

„So“ — äußerte Reischert und betrachtete den jungen Mann geringschätzig von oben bis unten. „Wie kommt's denn aber da, daß Herr Nettelbeck dich hierher gesetzt hat, wo einem armen mit der Feder vertrauten Familienvater diese paar Groschen auch zu gönnen seien. He!“

„Darauf muß ich bemerken, Meister Reischert,“ entgegnete Robert, „daß ich diese kleine Arbeit ohne jede Entschädigung übernommen habe, aus aufrichtiger Liebe zu Herrn Nettelbeck. Wenn Ihr unter derselben Bedingung hier für mich eintreten wollt, so bin ich wenigstens gern bereit, Euch Platz zu machen. Ich würde sofort durch Herrn Nettelbeck eine andere Verwendung im Dienste der bedrohten Stadt Kolberg erhalten.“

„Wie du so klug sprichst,“ entgegnete Reischert und schlug eine höhnische Lache auf. „Willst mich glauben machen, du setzest dich nur um der Ehre willen hierher oder zum Heil der bedrohten Stadt Kolberg. Hihihih! Wir wissen auch, daß bei euch daheim in Huberts Hause Schmalhans Küchenmeister ist.“

Robert tat, als hätte er diese beleidigenden Worte nicht gehört. Wohlmeinend sagte er: „Es tut mir leid, Euren Sohn nicht annehmen zu können, wenn Ihr aber selbst Euch bei der Schanzarbeit beteiligen wollt, — Eurer Annahme, Meister, steht nichts entgegen.“

„Bedanke mich schönstens für dies Anerbieten,“ entgegnete Reischert. „Spüre nicht die geringste Lust zu dieser Arbeit. Und übrigens, Gelbschnabel, spar' deinen Rat, ein Kolberger Bürger und Meister, wie ich, müßte sich in die Seele schämen, der Tagelöhner eines seiner Mitbürger zu werden. Schanzt nur, schanzt nur! Die Franzosen werden euch schon auf die Sprünge bringen, und haben sie mit Leichtigkeit Spandau, Stettin und Küstrin

bekommen — das starke, stolze Magdeburg soll auch bereits übergeben sein — werden sie Kolberg erst recht ohne sonderliche Mühe in die Tasche stecken. Hihihhi!”

Weil Reischert noch immer nicht Miene machte, seinen Stand vor dem Tische zu räumen, und dadurch anderen sich meldenden Personen den Platz versperrte, bat ihn Robert, doch beiseite zu treten.

„Du hast hier gar nichts zu sagen, zu verbieten und zu befehlen,“ antwortete Reischert trotzig. „Das fehlte auch noch, daß sich ein Kolberger Bürger und Meister von solchem hergelaufenen Jungen, solchem Franzosenjungen —“

Er sprach's nicht aus; mit einem Satz sprang Robert auf, die Umstehenden nahmen auch für ihn Partei, und so flog der elende Reischert im Nu gegen die Tür und dem im selben Moment mit einem fremden Herrn eintretenden Nettelbeck fast in die Arme.

„Was geht hier vor?“ fragte der alte Herr.

Mit wenigen Worten seitens Roberts war er unterrichtet.

„Räume mein Haus, Glender!“ schrie er, und da auch jetzt noch der lumpige Flickschneider dieser Aufforderung nicht nachkam, über Härte und Ungerechtigkeit klagte, den Schanzenbau in der Maifuhle für eine vergebene Mühe und alle darauf verwandte Kosten für weggeschmissen ausschrie, packte ihn Nettelbeck mit kräftiger Hand beim Kragen und warf ihn vollends zum Hause hinaus.

Als wäre nichts geschehen, trat Nettelbeck wieder ein, führte seinen Gast in ein Nebenzimmer und lud auch Robert ein, später einzutreten.

Der fremde Herr war der preußische Kriegsrat Wisseling aus Treptow, ein ehrenwerter, hochgeachteter Mann.

Als beide Platz genommen und Nettelbeck auch für eine Flasche selbstgebrautes Bier gesorgt hatte, sagte er: „Nun schießen Sie los, Herr Kriegsrat.“

„Nun, die Übergabe von Stettin und Küstrin ist Ihnen bekannt?“

„Pfui!“ rief Nettelbeck und spie aus.

„Das wissen Sie aber wohl noch nicht, daß sofort alle preußischen Beamten von den Franzosen in Pflicht und Eid genommen worden sind?“

„Ist's möglich?“ rief Nettelbeck verwundert. „Nun, und die Beamten?“

„Haben zum größten Teil den geforderten Eid geleistet.“

„Auch Sie?“

„Könnten Sie das wahrhaftig von mir glauben?“

„Nein, nein, Herr Kriegsrat!“ rief Nettelbeck und ergriff freudig dessen beide Hände, „entschuldigen Sie meine übereilte Frage.“

„Weil ich dem Feind den Eid verweigert habe, bin ich dienstlos, landflüchtig. Es ist meine Absicht, zu unserm unglücklichen König nach Tilsit zu gehen. Vielleicht, daß sich ein Plätzchen für mich findet, wo ich ihm mit Eifer dienen kann.“

„Dem König dienen, dem unglücklichen König dienen!“ rief Nettelbeck — „es ist ein schönes Wort, eine hohe, heilige Pflicht!“

„Sie können es auch, lieber Nettelbeck,“ sprach Kriegsrat Wisseling und reichte ihm die Hand: „Halten Sie Kolberg!“

„Herr, das will ich, soviel an mir liegt! Ich schwör's Ihnen bei allem, was mir hoch und heilig!“

„Ja, halten Sie Kolberg!“ wiederholte Herr von Wisseling mit Nachdruck, ernst, feierlich, „und zeigen Sie der Welt, daß es neben der vielen schwarzen Untreue in Preußen, neben der Bosheit, der Heimtücke und dem Verrat auch noch Pflichtgefühl, Hingabe, Opferwilligkeit und strahlende Treue gibt.“

„Doch der Herr von Voucadou?“ fragte Nettelbeck, „wird er —“

„Er ist ein alter Mann, im Schlendrian der Alltäglichkeit steckend, schwelgend in der Erinnerung an eine große preußische Epoche, — aber Voucadou wird nimmer zum Verräter werden! Und dann — lassen Sie den zu Tode gehezten Staat, lassen Sie die wenigen getreuen Beamten, die jetzt noch ratlos dastehen, nur

ein klein wenig wieder zur Ruhe kommen, hell sehen durch den Staub und Moder, den dieser gewaltige Schlag aufgewirbelt, bloßgelegt hat, es dürften sich noch Mittel finden, einem weiteren Ruin entgegenzubauen. Oberst von Loucadou ist zu beseitigen, ich kenne noch Männer genug, denen es die ehrenvollste Aufgabe wäre, Kolberg zu halten."

"Bitte, bitte, unterbreiten Sie das dem König," sagte Nettelbeck dringend. "Zur rechten Zeit der rechte Mann, und Kolberg bleibt unser!"

Er öffnete die Thür und rief nach Robert. Dieser erschien sofort.

"Mein Pflegling gewissermaßen, Herr von Wisseling, der einzige Sohn des verstorbenen Leutnants Karl Dumont, treu, zuverlässig, in der Wolle gefärbt, der soll es auch hören. Denn sollten wir Alten auch erliegen: der Jugend sei es vorbehalten, der braven preussischen und deutschen Jugend, den Schandflecken von unserm Ehrenschild, und sei's mit ihrem Herzblut, wieder abzuwischen. Willst du das, Robert, willst du das?"

"Ich schwöre es," rief der Jüngling, Mut und Begeisterung in den Blicken, "ich schwöre es bei der Seligkeit meines Vaters, bei dem schweren Unglück meines Königs und meiner Königin. Amen!"

"Und „Amen“ sagten Wisseling und Nettelbeck unwillkürlich nach.

Draußen erklang das Posthorn, das Zeichen zur Abfahrt der Post. Kriegsrat von Wisseling empfahl sich dem alten und jungen Patrioten.

Fünftes Kapitel.

Die Schanzarbeiten in der Maikuhle nahmen einen raschen Fortgang. Es war eine Freude, den rüstigen Arbeitern zuzusehen; nicht Schnee und Kälte schreckte sie. Dabei war der alte resolute Nettelbeck ein tüchtiger Antreiber, und stockte die Arbeit

zuweilen ja einmal, griff er selbst nach Schaufel und Spaten und arbeitete fleißig mit.

Bei diesem rüstigen Vorgehen des Alten und der gesamten Bürgerschaft durfte nun freilich auch der Kommandant nicht ganz untätig bleiben. Er ließ Sturmpfähle anlegen, die Palisaden ausbessern, die Geschütze auf den Wällen auf Klöße legen und hielt es sogar nicht unter seiner Würde, eines Tages bei den Arbeitern in der Matkühle persönlich zu erscheinen.

Nettelbeck hatte die Ehre, ihn in den Schanzen herumzuführen, ihn auf die höchste Notwendigkeit derselben aufmerksam zu machen. Auf dessen ebenso klare und warme Darlegung hatte der Kommandant aber nur ein wiederholtes: „Meint er?“

So fand er auch für die Arbeiter nicht ein einziges freundliches Wort und machte sogar gegen seinen Adjutanten, einem Herrn von Nimbsch, spöttische Bemerkungen über sie.

Nettelbeck stand mit pochendem Herzen daneben, der Zorn drängte sein Blut nach dem Herzen, doch der guten Sache wegen und um nicht völlig mit dem Kommandanten zu brechen, schwieg er noch.

Als aber beim Einsteigen in den Wagen der alte Kommandant offen aussprach: „Die guten Leute machen sich viele Arbeit, doch leider wird alles umsonst sein. Gegen den Strom dämmen, wenn er schon seine Wogen so mächtig ins Land ergossen hat, ist schwer, ist — Unsinn. Es sind größere Festungen als Kolberg gefallen; diese eine rettet unser unglückliches Vaterland nicht mehr, und so werden wir uns doch in das Unvermeidliche ergeben müssen.“

Da brach Nettelbecks Zorn aus. Mit lauter Stimme, so daß es jeder einzelne Schanzenarbeiter hören konnte, rief er: „Kolberg k a n n nicht nur wegen seiner guten Lage an der Ostsee, es m u ß dem Könige erhalten bleiben, koste es, was es wolle. Wir haben Brot und Waffen, Schlachtvieh können wir von der Insel Bornholm und den umliegenden Dörfern jeden Tag eintreiben, — es ist bereits jedes Abkommen getroffen, — und was uns sonst noch an Kriegsmaterial fehlt, werden uns unsere

Freunde, die Engländer und Schweden, zuführen. Wir Bürger sind alle für einen Mann entschlossen, selbst wenn wir die schwersten Opfer bringen müßten, K o l b e r g n i c h t z u ü b e r g e b e n ! Und wenn auch die Untreue, die Feigheit und der Verrat rings ihre Wogen um uns schlagen, Kolberg werde gewürdigt, den wenigen Getreuen noch das herrliche Beispiel zu geben, daß die alte wahre Preußentreue auf einem Felsengrund ankert. Und höre ich jemals, daß irgend einer, er sei Bürger oder Soldat, — hier blizte er mit seinen dunklen Augen den abfahrenden Kommandanten an — von Übergabe der Festung spricht, bei meinem Manneswort! ich stieße ihn auf der Stelle nieder!“

Der Glückschneider Reischert, der sich aus purer Neugier auch in die Schanzen begeben hatte, brachte dem abfahrenden „weisen und tapferen“ Herrn Oberst von Loucadou ein Hoch aus, in das aber nur wenige einstimmten.

Schweigend, in tiefes Sinnen über die nächste Zukunft versenkt, schritt Nettelbeck mit Robert Dumont der Stadt zu.

„Mein Sohn,“ sagte er hierauf zu dem Jüngling, „du hast es selbst gehört, wie der Kommandant denkt und spricht; auf ihn ist kein Verlaß. Wenn wir nicht mit allen Kräften das Unglück abwehren, trifft Kolberg das Schicksal von Spandau, Stettin, Küstrin und Magdeburg. Ich überlebte diesen harten Schlag nicht, ich schämte mich zu Tode. Höre: mich bewegt schon seit mehreren Tagen der Gedanke: die Maifuhle allein schützt uns nicht. Es muß noch mehr getan werden. So ist vor allen Dingen auch die verfallene Schanze am Hohenberg herzustellen, um dem vom Dorfe Bullenwinkel und dem Kolberger Busch heranrückenden Feind das Vordringen gegen die Lauenburger Vorstadt wenigstens zu erschweren. Hierzu würde uns auch eine wieder herzustellende Schanze auf dem Damme in der Nähe der Ziegelscheunen gute Dienste leisten. Irre ich nicht, muß sich ein alter Plan dieser Gegend nebst den damaligen Verschanzungen auf der Kommandantur befinden. Doch Loucadou würde ihn nicht an uns herausgeben. Da wäre das geratenste, daß wir hier mit eigenen Augen sähen. Ja, ja,“ sagte der alte Mann in eifrigem Denken zu sich

selbst, „die Sache muß schleunigst in Angriff genommen werden. Morgen schon gehe ich aufs Rathhaus und hoffe, bei den Herren wegen der Geldmittel Gehör zu finden. Schlagen sie es mir ab, — nun, dann werde ich ja selbst noch einige hundert Taler zusammenbringen, wo nicht, sie bei den Bürgern von Haus zu Haus zusammenbetteln.“

Vor Nettelbeck's Hause trennten sich beide.

In Roberts Seele aber hatte das Wort des lieben väterlichen Freundes einen Funken geworfen. —

„Kommst du endlich, mein Sohn?“ sagte die Mutter erfreut zu dem ins Stübchen tretenden Robert.

„Ja, Mütterlein, um mich aber alsbald wieder zu entfernen. Du glaubst gar nicht, wie sich jetzt die Arbeiten häufen. Gib mir nur einige Bissen Brot, frühestens denke ich um neun Uhr zurück zu sein.“

Die Mutter besorgte das Gewünschte. Mit ihrem Segensspruch, in einer kleinen Mappe Papier und Bleifeder, eilte er von dannen.

Ihn trieb es nach dem Hohenberg und nach dem Damme an der Ziegelei. Im Planzeichnen besaß er eine besondere Geschicklichkeit. Wenn es ihm möglich wäre, von der bezeichneten Gegend, auf hier und da noch vorhandene Gräben, Erhöhungen, Linien sich stützend, ein Bild der ehemaligen Grenzen zu skizzieren — morgen früh schon den Herrn Nettelbeck damit zu überraschen, o die Freude!

Der Abend war mondhell, er bot ihm genügendes Licht zu seinem Vorhaben. Bald war er an Ort und Stelle. Tiefes Schweigen umgab ihn, nur dann und wann unterbrochen von dem aus der Ferne herüberhallenden festen Schritt der Posten. Das damals rasch in Gang und Schwang gekommene Lied: „Halt't euch fest, ihr preuß'schen Brüder“ vor sich hin trällernd, begann er seine Arbeit. Er schritt die Entfernungen ab, trug sie in seine Schreibtafel ein, bezeichnete Erhöhungen durch Kreuze, notierte die Vertiefungen der Dellen, Wasser, Lachen und Tümpel und richtete besonders seine Blicke auf Bäume und Strauchwerk.

So arbeitete er noch immer frisch weiter, als er auf dem Wege von Bullenwinkel her Menschenstimmen vernahm, die immer näher und näher kamen.

Sich von etwaigen neugierigen Fragern in seiner Arbeit nicht stören zu lassen, trat er hinter ein dichtes Schwarzdorngebüsch. Doch die daher kommenden Leute hatten ihn bereits bemerkt, ebenso, daß er sich versteckt hielt.

Einer dieser jetzt an Ort und Stelle gekommenen Kerle sprach — Robert erkannte ihn sofort an der Stimme, es war der Flichschneider Reischert —: „Kinder, da war einer und verschwand flugs hinter dem Gebüsch. Das wird doch nicht schon ein Franzose sein, der hier zur Nachtzeit spionierend herumschleicht? Wir müssen dahinter kommen!“

Leise schlichen sie von allen Seiten heran, um den vermutlichen Spion zu umstellen, zu erwischen, eine Bemühung, die ihnen aber durch diesen selbst sehr erleichtert ward.

„Ich bin's, Leute!“ sagte Robert und trat, keineswegs verlegen, ganz sicher und frei aus seinem Versteck.

Alle erkannten ihn sofort, und alle riefen auch sogleich wie aus einem Munde: „Franzosenjunge!“ und stürzten sich über ihn her.

„Laßt mich!“ sagte Robert und wollte sich ihren Händen entwinden, doch diese umschlossen ihn wie mit eisernen Klammern.

„Franzosenjunge!“ wiederholte der Flichschneider Reischert voll hämischer Freude. „Siehst du, nun haben wir dich auf der Lat ertappt!“

„Was habe ich denn verbrochen?“ fragte Robert.

„Ein Spion bist du! ein Spion, was ich schon immer sagte!“ schrie der elende Flichschneider.

„Ich, ein Spion? Was soll das? Ich habe auf Wunsch des Herrn Nettelbeck die alten Verschanzungen untersucht, weil hier neue Schanzwerke aufgeworfen werden sollen.“

„Wählt man dazu die Nacht? He!“ entgegnete hohnlachend der Flichschneider.

„Hältst du uns für so dumm, daß wir deine freche Lüge

glauben?" riefen zwei, drei andere, und ein großer, wüster Kerl schrie: „Ein Spion bist du, ein ganz gemeiner Spion, der unsere Stadt gegen einen Judaslohn verraten will!“

„Ihr tut mir großes Unrecht!“ sagte Robert. „Ich versichere euch wiederholt auf mein Wort, daß ich diese Arbeit auf Wunsch des Herrn Kettelbeck vorgenommen habe. Fragt ihn selbst, wenn ihr meiner Rede keinen Glauben schenkt! Laßt mich!“

„Dich lassen?“ rief Reischert, „den Großmütigen gegen dich spielen? O wie dumm!“ umschloß ihn nur noch fester, daß Robert vor Schmerz laut aufschrie, während Reischerts David feig und schlecht genug war, den überwundenen, keiner Gegenwehr fähigen Jüngling schadenfroh und gehässig ins Antlitz zu schlagen.

Robert sträubte und bäumte sich mit seiner ganzen Kraft gegen die Fäuste der Strolche, — doch umsonst. So schleppten sie ihn unter den entehrendsten Schimpfnamen nach der nächsten Feldwache. Von hier wurde er, trotz seines energischen Protestierens, durch eine Patrouille nach der Stadt gebracht. Hier war alles in großer Erregung. Eben war eine größere Anzahl Kanonierter vom Jenaer Schlachtfelde her eingetroffen: Offiziere und Soldaten, verwundete und gesunde. Unter den ersteren befand sich der vielen bekannte Leutnant von Schill vom Regiment Königin-Drager. Er trug eine Binde um den Kopf, den linken Arm in einer Schlinge, sein Antlitz sah sehr bleich aus. Er hatte sich nach Kolberg geschleppt, um hier ein gastliches Unterkommen zu finden.

Seine Kameraden hatten ihn einstweilen auf einen Karren gelegt und ihn mit einem Mantel bedeckt. Es war ein Bild zum Erbarmen. Hilfe tat not, schleunige Hilfe. Einer der hinzutretenden Bürger riet, den Kranken in das Haus des Senators Aue zu schaffen. „Drin liegen die Frau und die Kinder krank!“ entgegnete ein anderer Bürger. „Dann zum Herrn Pfarrer Baarsch.“ — „Der wohnt zu weit von hier ab! Inzwischen ver- stirbt der Kranke!“

„In mein Haus bringt ihn!“ rief da ein rasch heranschreitender, durch den dichten Haufen sich drängender Mann — Kettel-

beck. „In mein Haus!“ und war den Leuten, die den Kranken nun auf ihre Schultern luden, behilflich dabei. Von den anderen Kanzionierten fanden die Gesunden vorderhand ein Unterkommen in der Hauptwache, die Kranken im Spital.

Als Schill in Nettelbeck's Hause zunächst weich und warm gebettet war und der Arzt erwartet wurde, zeigte sich der alte Herr plötzlich sehr unruhig.

„Hab' doch wohl mit der Aufnahme des Schill in mein Haus eine Dummheit gemacht,“ sagte er, im Zimmer auf und ab gehend, zu sich selbst. „Freilich wär's grausam gewesen, ihn abzuweisen. Aber, du lieber Gott, er hat ja hier gar keine weibliche Pflege! Meine alte Magd Sette versteht so etwas nicht, ist zu ungeschickt, zu zerfahren, und mein Brennknecht, Christian, kann ihr auch nicht zum Vorbild dienen. Wenn nun meine Selige noch lebte!“ — —

„Ich hab's!“ rief er plötzlich und sofort zur Thür hinaus: „Christian!“ In schweren Holzpantoffeln schlürfend, trat der Gerufene ein.

„Höre,“ sagte Nettelbeck, „eile hinüber zu Frau Leutnant Dumont in meines Gevatters Hubert Haus und sage ihr, ich ließe sie dringend bitten, einmal zu mir zu kommen.“

Wieder allein, setzte der alte Mann sein Selbstgespräch fort. „Die Frau Leutnant ist eine brave, patriotische Frau, nicht zimperlich und zu jedem Opfer für die gute Sache bereit.“

Er öffnete leise die Thür zu dem Kämmerchen, in welchem der kranke Schill lag. Es war still darin, er schlief ruhig — ach Gott, er mochte wohl sehr müde und entkräftet sein. Die Hände gefaltet, betete der alte Nettelbeck herzlich: „Herr, Herr, schenke ihm Genesung, Gesundheit! Schill ist ein braver, tapferer Mann, und du weißt es ja am besten, das unglückliche Vaterland bedarf solcher.“

Eben trat die Frau Leutnant ein. Mit wenigen Worten war sie von allem in Kenntniß gesetzt. Der gute Wille, den Kranken zu pflegen, war schon da, aber da fehlte es an allem: an Leinen, Wäsche, Geräthen und den sonstigen kleinen Gegenständen

einer geregelten Wirtschaft: der alte Kettelbeck, seit vielen Jahren Witwer, hatte keinen Blick dafür, und seine Dienstmagd Jette war alt und stocktaub.

Lassen wir nun einstweilen die Frau Leutnant ordnen und walten und dem bald eintretenden Arzt zur Hand gehen, der Schills Wunden für keineswegs lebensgefährlich hielt, und freuen wir uns über den nie rastenden alten braven Kettelbeck, der noch so spät am Tage — die Domuhr schlug zehn — nun vor seinem Schreibpult saß und emsig schrieb. Damit fertig, fragte er die geschäftig durchs Zimmer eilende Frau Leutnant: „Robert schläft wohl schon?“

„Robert?“ entgegnete die liebe Frau stutzend, „er war noch gar nicht heimgekehrt, als Sie mich rufen ließen.“

„Behüte,“ sagte Kettelbeck, „er verließ mich schon gegen 7 Uhr abends.“

„Wo kann er nur sein?“ fragte Frau Leutnant ängstlich.

„Vielleicht, daß er bei Hubert weilt.“

„Ach Gott, bei Hubert!“ bemerkte die arme Frau und Mutter. „Leicht-möglich, der alte Mann sprach von einer Nachtfahrt. Wenn Robert —“

„Mit ihm ins Meer gefahren, meinen Sie,“ unterbrach Kettelbeck die sorgenvolle Mutter. „Nein, nein, Robert tut das nicht ohne Ihre Erlaubnis.“

Die Stubentür wurde geöffnet, Hubert trat herein. „Boß Fockmast und Bugspriet, Planken und Seewasser!“ rief er. „Wissen Sie es denn noch nicht?“

„Was denn, um Gottes willen!“ rief die Mutter ahnungsvoll — „mein Robert —“

„Er ist vor etwa einer Stunde in der Nähe der Ziegelei am hohen Damm ergriffen, von einer Patrouille als vermeintlicher Spion auf die Kommandantur gebracht worden.“

„Allmächtiger Gott,“ schrie die Mutter, „mein Sohn, mein lieber einziger Sohn, ein Spion! Wie verstehe ich das?“

„Ich aber verstehe es,“ sagte Kettelbeck. „Beruhigen Sie sich, Frau Leutnant; die ganze Sache hat nichts auf sich. Hören

Sie. Ich sprach nämlich heute gegen Robert den Wunsch aus, einen Plan von jener Gegend zu besitzen. Sie kennen Robert noch besser als ich. Er ist fix wie Pulver. Da muß der Teufel den Jungen reiten, daß er die Sache bei Nacht fertig bringen wollte; und siehe da, man wittert einen Spion in ihm."

Indem er nach Rock und Stiefeln griff, wandte er sich an Hubert: „Weiß man nichts Näheres über die Arretierung?"

„Der Glückschneider Reischert schreit es in der ganzen Stadt aus, daß ihm das Verdienst gebühre, den Spion auf der Tat erwischt zu haben."

„Reischert?" rief Nettelbeck. „Ei nun weiß ich's, das gilt weniger Robert als mir, da ich dem miserablen Kerl neulich in meinem Hause das Loch gezeigt habe, das der Zimmermann offen gelassen hat. Beruhigen Sie sich, Frau Leutnant, Sie kriegen Ihren lieben Robert alsbald wieder. Dem Glückschneider Reischert aber will ich's anstreichen! Er, er spielt den Verräter in Kolberg, er und sein langbeiniger Schlingel von Sohn. Doch ich will beide schon kriegen."

Hastigen Schrittes ging er auf die Kommandantur. Wider Erwarten gelang es ihm, trotz der schon späten Stunde, den Oberst von Loucadou zu sprechen. In größter Kürze trug er ihm den Vorgang vor, bat ihn, Befehl zu geben, daß der Knabe sofort seiner Mutter zurückgegeben werde.

„Wer ist denn eigentlich der Junge?" fragte der Oberst.

„Der Sohn der Frau Leutnant Dumont, deren Gatte ein äußerst braver Offizier des Königs war, bei Birmasens eine feindliche Fahne eroberte."

„Doch wie kommt der Knabe zu Ihm?"

„Ich lernte ihn und seine Mutter im Hause des Schiffers Hubert kennen. Robert ist ein äußerst anstelliger Bursche und der guten Sache ergeben bis in den Tod."

„Ei was," rief hier Loucadou mit schneidender Stimme, „solche Jungen sollten ruhig auf der Schulbank sitzen bleiben, anstatt sich mit Dingen zu beschäftigen, die nur Männer angehen. Übrigens, dieser Bursche soll ein Händelsucher sein, hat schon ein-

mal Gassenkandal mit dem Sohn des Unteroffiziers Reischert gehabt, und was Er da auch alles zu seiner Entschuldigung vorbringt, der Junge hatte zur Nachtzeit nichts zu suchen in den Schanzen, und daß er arretiert worden ist und einige Tage brummen wird, bis ich die Sache untersucht habe, ist ganz in der Ordnung. In einer Festung, und zumal in dieser bewegten Zeit, ist auch der kleinste Vorfall nicht außer acht zu lassen."

"So geben Sie zunächst Befehl, Herr Oberst, daß sich auch der Schneider Reischert mit seinen Saufgenossen nicht während der Nachtzeit in den Schanzen herumtreibt."

"Ich hoffe doch nicht, daß Er meine Handlungen kritisieren will?" fuhr ihn der Oberst an.

"Herr Oberst," sagte Nettelbeck etwas zögernd, aber die Galle lief ihm über, und so fuhr er heraus: "Da hätten wir Kolberger viel zu tun."

"Herr, wie meint Er das?" schrie Loucadou und griff an seinen Degen. "Kritisieren, mich kritisieren! Weiß Er das —"

Er sprach's nicht aus, von der Straße aus drang Tumult ins Zimmer. Stimmen wurden laut: "Gebt den unschuldigen jungen Mann frei! Er ist kein Spion, kein Franzosenjunge! Er hat nur im Interesse der Stadt gehandelt!"

"Ordonnanz, was gibt's?" rief der Oberst zur Borsaalthür heraus.

Statt dieser trat eben der Hauptmann von Waldenfels ins Zimmer und meldete: "Der Sohn der Witwe des Leutnants Dumont — ich selbst habe den Ehrenmann gefannt — soll wegen einer ganz unschuldigen Sache arretiert worden sein. Das Volk hat sich zusammengerottet und verlangt seine Freigebung."

"So lassen Sie eine Kompagnie aufmarschieren, Hauptmann von Waldenfels. Dieser Kolberger Böbel —"

"Ich versichere dem Herrn Oberst," entgegnete Waldenfels, "daß sogar die besten Bürger —"

Nettelbeck verließ bei dieser Meldung eiligst das Zimmer. Noch auf der Treppe hörte man ihn rufen: "Am Gottes willen,

sie sollen auseinandergehen! Das fehlte uns gerade noch: Auflehnung gegen die bestehende Ordnung — Rebellion!“

Auf die Straße gekommen, ermahnte er mit strengen Worten den Haufen zur Ruhe. Doch solch Ansehen der alte würdige Bürger bei den Kolbergern auch sonst besaß, anfänglich verhallten seine Worte, wie gar nicht gesprochen.

Da rief einer aus dem Haufen, und bald riefen es zehn, zwanzig: „Da ist ja der junge Dumont!“ und ein vierkantiger Schiffer nahm ihn im Nu auf die Schultern und trug ihn im Kreise herum.

„Vivat, Herr Nettelbeck! Vivat, Mosjö Dumont!“ klang's aus Hunderten von Kehlen und sogar auch: „Vivat, unser Herr Kommandant!“

Nettelbeck hatte Mühe, seinen Schützling von den Schultern des Schiffers herunterzubringen. Eiligst schritt er mit Robert seinem Hause zu, der von Angst und Kummer gepeinigten Mutter ihr Kind wieder zuzuführen.

Hauptmann von Waldenfels Verdienst war es, die Sache bei dem sehr erregten Herrn Kommandanten wieder beigelegt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Nettelbeck ließ unablässig schanzen, und aus seiner Küche wanderten täglich große Bütteln voll Suppe zur Erquickung der Arbeiter ins Lager hinaus. Frau Leutnant Dumont vertrat auch beim Bereiten der Speisen die dem Nettelbeck'schen Hause fehlende Hausfrau. Leutnant von Schill war von seinen Wunden genesen und hatte aus den Kolberg immer mehr und mehr zuströmenden Kanzionierten ein Freikorps gebildet. Er und Nettelbeck waren voller Hoffnung, durch alle getroffenen Vorkehrungen wenigstens sich vom Feind nicht überraschen zu lassen. Dennoch kam dieser zu früh, die Vollendung des Schanzwerks nahm mindestens noch acht Tage in Anspruch.

über Greifenberg rückte die Avantgarde gegen Kolberg vor. Es war ein vom Marschall Mortier aus Schwedisch-Pommern entsandtes Korps unter Führung des Generals Loullié.

Da hieß es, den Kopf oben behalten.

„Mindestens noch acht Tage brauche ich, und nun rücken mir die Schelmenfranzosen doch schon über den Hals,“ sagte Nettelbeck zu Schill.

„Schaffen wir noch mehr Schanzarbeiter an,“ entgegnete Schill, „lassen wir Tag und Nacht arbeiten.“

„Ja, wenn nur die Erde nicht so steinhart gefroren wäre! und eine größere Anzahl Arbeiter läßt sich auf dem Terrain gar nicht anstellen.“

Plötzlich flammten Schills Augen in edlem Feuer auf. Begeistert rief er aus: „Ich schaffe Ihnen diese achttägige Frist, Nettelbeck! Der Paß bei Neubrück, der sich nach meiner eigenen Anschauung noch im guten Stande befindet, muß gehalten werden. Von hier aus soll dem vorrückenden Feinde der erste jedenfalls ungeahnte Empfang werden.“

Während dieser Unterredung war Robert herbeigekommen. „Ich kenne den Paß bei Neubrück auch,“ sagte er, freudig erregt, „eine prächtige Position, den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen.“ An Schill sich wendend: „Herr Leutnant, würden Sie mir die Ehre zuteil werden lassen, Sie zu begleiten?“

„Fragen Sie Ihre Frau Mutter.“

Und die Mutter?

Die sagte nicht nein, sondern gab vollen, freudigen Herzens dem Sohne die Erlaubnis, den heiligen Kampf fürs Vaterland zu wagen.

Die Hörner und Trommeln der Schillschen mahnten in der Frühe des andern Tages zum Aufbruch. Da zogen sie hin, die Mutigen! Schill, der schöne, tapfere Mann, der zwei Jahre später, leider umsonst! dem preussischen Volke das Flammenzeichen der Erhebung gab, seine vaterländische Begeisterung mit dem Tode büßte, an der Spitze.

An Ort und Stelle angekommen, wurden noch schnell einige

Verhaue und Schanzen aufgeworfen. Kaum damit fertig, erfuhren sie von einem Landmann, daß der Feind sich nahe.

Robert legte sich auf die gefrorene Erde, das eine Ohr fest darauf gedrückt, und lauschte in die Ferne.

„Der Mann hat recht,“ sagte er, „ich höre deutlich das Traben der Pferde, das Rollen der Kanonen.“

„Auch Kanonen?“ fragte einer der Schillschen — „und wir haben keine!“

„So müssen wir uns welche vom Feinde holen,“ antwortete ihm Schill.

Hierauf teilte er seine Befehle aus.

Er selbst wollte beim Haupttrupp bleiben, die Franzosen auf der Front empfangen, Unteroffizier Papke sollte zu ihrem Empfang eine Flankenaufstellung nehmen.

„Ja, wenn wir das an Wassertümpeln, Vertiefungen reiche und dichtem Gesträuch bestandene Terrain genau kennen!“ entgegnete der besorgt.

„Wer kennt es von euch?“ fragte Schill im Kreise.

„Keiner besser als ich!“ rief Robert, „so Sie mir die Ehre zukommen lassen wollten, gemeinschaftlich mit Freund Papke die Expedition zu leiten.“

Schill nickte bejahend.

Robert fuhr eifrig fort: „Wir müssen vorerst eine Strecke den Greifenbach aufwärts marschieren, dann, an ein Wasser gekommen, rechts abshwenken und es bis etwa übers Knie durchwaten. Besonders schön wird das bei dem kalten, schlackrigen Februarwetter freilich nicht sein! Doch es hilft nichts. Alons!“ rief er. „Doch“ — fügte er an, „ohne Gewehr und Degen marschiere ich nicht mit! Das wißt!“

Er erhielt das Gewünschte. „Antreten! Marsch!“ kommandierte Schill, und dahin ging's — aber still wie ein Leichenzug, die Franzosen durften keine Ahnung von dieser Überraschung haben.

Keine halbe Stunde verging, da kamen sie. Schill hatte die ganze Wucht ihres Anpralls zu tragen; mutvoll stürmten sie

gegen die Verschanzungen vor. Dennoch wurden sie von den Tapferen zurückgeschlagen. Ob für immer? war die Frage. Das kleine Häuflein mußte schließlich der Übermacht doch erliegen.

Da gedachte der mutige, kühne Schill des seinem Freunde Kettelbeck gegebenen Wortes, ihm durch das Halten dieser Stellung wenigstens noch acht Tage zu fristen.

Es kam zu einem äußerst harten Kampf. Doch alle Mann standen in dieser wilden Sturmflut wie Felsen im Meere.

Da — im entscheidenden Augenblicke, als die Franzosen sich schon für die Sieger hielten — krachte unvermutet ein Pelotonfeuer gegen ihre Flanke. Unteroffizier Papke war's, oder vielmehr der brave Robert, dem ersterer bei dessen Kenntniß der Gegend gern dies Kommando überlassen hatte.

Der Feind stutzte; von hier aus hatte er am allerwenigsten einen Angriff vermutet.

„Geschütze vor!“ hörte man drüben kommandieren, und bald auch erhoben diese gefährlichen Brummbässe ihre grauenvolle Stimme. Viele brave Preußen wurden niedergedonnert. Die Kanoniere jubelten hellauf über den Erfolg. Doch — im selben Augenblick stürzte einer zu Boden, gerad' auf die Stelle getroffen, wo das Herz sitzt. Auch ein zweiter stürzte, ein dritter — und alsbald stürzten auch deren hervorspringende Stellvertreter, gleichwie von einer geisterhaften Hand zu Boden gestreckt. Roberts Jäger am Greifenbach waren es! Sie hatten prächtige Deckung und verstanden es, genau Korn zu nehmen.

Die französischen Hörner bliesen zum Rückzug, die preußischen zum Avancieren.

Wie ein Wettersturm stürzten sich jetzt etwa 200 Preußen auf die mindestens doppelt so starken Franzosen. Da war kein Halten, sie liefen! Und einmal ins Laufen gekommen, liefen sie, was das Zeug hielt, weit und weiter, affkurat wie damals bei Roßbach.

Natürlich hatten sich die Preußen die Kanonen angeeignet, welche die Franzosen in ihrer großen Eile stehen gelassen hatten.

Noch am Abend desselben Tages führte sie Robert unter

dem Jubel der Bevölkerung in Kolberg ein. Aber zwei freuten sich nicht über diesen Triumph. Nummer eins: Oberst von Loucadou, der dem mutigen Schill den Lorbeer mißgönnte; und Nummer zwei: Flickschneider Reischert; der Franzosenjunge war ihm über den Kopf gewachsen.

Papa Kettelbeck aber pries über alle Maßen den tapferen Schill, der ihm noch acht Tage Frist zur Vollendung der Schanzen am hohen Turm verschaffte. Bravo, Herr Schill! —

Siebentes Kapitel.

Genau „acht Tage“ darauf rückten die Franzosen und mit größerer Anzahl von neuem vor. Schill zog sich vernünftigerweise zurück und übernahm nun seinen Posten in der Maikuhle, durch deren mannhafte Verteidigung er sich ein dauerndes Gedächtnis in der Geschichte der Belagerung von Kolberg gestiftet hat.

Schon am andern Tage zeigte sich der Feind in der Nähe des Rauzenberges, während eine andere und größere Abteilung Franzosen den Weg am Strande der Ostsee über „Kolberger Derp“ antrat. Am 13. März war die ganze Stadt, bis auf der Seite nach dem Meere zu, umzingelt.

Jetzt hieß es für Kettelbeck und seine Freunde: *Aufpassen!* Die ganze Umgegend der Stadt wurde durch die aufgezogenen Schleusen unter Wasser gesetzt; Bürgerpatrouillen übernahmen den Wachtdienst außerhalb der Stadt, da Kettelbeck und Schill bei einer Revidierung der Militärposten, angesichts höchster Gefahr, mehrere derselben schlafend vorgefunden hatten.

Die Feinde säumten nicht. Die Schanze auf dem Hohenberg war ihr Ziel. Wohl kämpften die Soldaten der Besatzung brav, sie hätten sicher Erfolg gehabt, doch zogen sie sich auf das Kommando ihrer Führer zu zeitig zurück. Die Schanze ging verloren. Leichter noch wurde es den Franzosen mit den Vorgehen gegen die Altstadt gemacht; hier fanden sie so gut wie gar keinen Widerstand. Bei dieser Lage der Dinge riet Kettelbeck

dem sonst so tüchtigen Hauptmann von Waldenfels, die weiteren Anstauungen der Wasser zu gestatten. Er gestattete es ihm nicht, weil der Kommandant durchaus dagegen war. Dafür ließ dieser unbarmherzigerweise die Lauenburger Vorstadt niederbrennen, nachdem die Franzosen wenige Stunden vorher das Dörfchen Bullentwinkel hatten in Rauch aufgehen lassen.

Bereits am 15. März, um 10 Uhr vormittags, durchlief mit Blitzesschnelle das Gerücht die Stadt, am Mühlentor halte ein französischer Parlamentär in einem mit vier Pferden bespannten niedergelassenen Wagen. Natürlich, daß er Erlaubnis zur Einfahrt erhielt. Er war aber nicht, wie dies sonst bräuchlich, mit verbundenen, sondern mit offenen Augen bis hierher gefahren. Viele Hunderte von Kolbergern hatten sich neugierig in den Straßen aufgestellt.

Es war ein wahrhaft komödienhafter Aufzug. Der Kutscher fuhr vom Sattel, den Bock nahm ein Trompeter ein, und zwei Nobelgardisten, wie die Puppen gekleidet, mit Gewehr und völliger Rüstung versehen, begleiteten den Wagen.

Vor der Kommandantur hielt er an. Der Oberst von Voucadou stand zum Empfang des feindlichen Abgeordneten schon im Hausflur. Beide begrüßten sich wie alte Bekannte.

Nach und nach versammelten sich auch einige Offiziere der Garnison im Hausflur. Einige wollten dem Kommandanten nach, wurden aber bedeutet, hier ruhig zu warten. In einem verriegelten Zimmer verhandelten die beiden über das Wohl und Wehe der Stadt.

In diesem Augenblick eilte auch der alte Kettelbeck herbei. Ihn überfiel eine tödliche Angst. An den Oberst von Brißke sich wendend, sagte er: „Herr, Sie sind der Älteste hier an Rang und Dienstjahren. Ihnen gebührt es am ersten, mit anzuhören, was die zwei da drinnen verhandeln. Sprengen Sie die Thür!“

Oberst Brißke zuckte mit den Schultern, keiner von den anderen Offizieren sprach ein Wort.

„Das ist Verrat! Dulden wir es nicht!“ rief Kettelbeck. Nur mit Mühe beruhigte man ihn.

Nach etwa einer halben Stunde, während welcher sich die Nobelgardisten in Gesellschaft des Flickschneiders Reischert, der heute seine ansbachsche Uniform angelegt, sich die Stadt angesehen hatten, trat der Parlamentär, vom Kommandanten begleitet, wieder aus dem Hause. Ja, Loucadou führte ihn sogar bis an den Schlag der Kutsche. Der Abschied war wiederum sehr herzlich. — Reischert und sein Junge waren während der Zeit verschwunden, — sie waren zum Feinde übergegangen. —

Am andern Tage begann die Beschießung der Stadt. Keins der Geschosse aber zündete, alle fielen unschädlich in den Stadtgraben. Dennoch wurde abends 8 Uhr Feuerlärm geschlagen. Der Dachstuhl vom Hause des Kommandanten stand in hellen Flammen. War das Zufall, war es mit Vorbedacht geschehen? Vielleicht ein Signal zwischen ihm und irgend wem?

Es wurde allgemein über Nacht ein Unternehmen des Feindes erwartet, dennoch verhielt er sich ruhig.

Zur weiteren Beruhigung der Gemüter ging am andern Tage in betreff der Unterredung zwischen dem Kommandanten und dem französischen Parlamentär die Rede um: Ersterer hätte geäußert: es widerstreite der militärischen Ehre, eine Festung auf die erste Aufforderung schon zu übergeben. Da fragten sich die Patrioten: was aber geschieht nach der zweiten und dritten Aufforderung? — — —

Es liegt nicht in der Absicht dieses Buches, den Gang der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807 genau zu beschreiben, sondern nur über das Schicksal der Hauptpersonen in diesem Drama zu berichten.

Wir überspringen deshalb einen Zeitraum von etwa drei Wochen, reich an Feigherzigkeit und Untreue, reicher aber an wahrhaft strahlender Bürgertreue, Königs- und Vaterlandsliebe.

An einem schönen, milden Aprilabend saßen um den Teetisch im Nettelbedschen Hause: Schill, Frau Leutnant Dumont, deren Sohn Robert, der alte Schiffer Hubert und der biedere Gastgeber selbst.

Der Feind hatte bereits große Vorteile erzielt: das Dorf Sell war genommen, von welcher Seite aus die Stadt leicht angreifbar war, das Siederfeld und das Gradierwerk besetzt, und durch letzteres der Schlüssel zur Maifuhle in seinen Händen.

Das Schicksal Kolbergs rückte somit immer näher, und von seiten des Kommandanten geschah fast nichts, es abzuwenden.

„Kolberg wird das Schicksal Stettins, Küstrins und Magdeburgs teilen,“ sagte der alte Nettelbeck.

„Dennoch ließe sich noch viel für die Festung tun,“ bemerkte Schill.

Nettelbeck horchte hoch auf.

„Es müßten frische Truppen in die Festung geworfen werden.“

„Woher?“

„Aus Pommern! Dort will ich mit Gott und den tapferen Schweden, die gegen Wollin vorrücken, ein Kriegstheater errichten, von dem aus Stralsund und Kolberg sich hilfreich die Hand bieten können.“

„Das wäre ganz gut,“ entgegnete Nettelbeck, „doch gedenken Sie, was daraus werden soll, wenn Sie, die treibende Kraft, die Seele des Ganzen, ihren braven Truppen fehlen?“

„Sie haben geschworen, auch ohne mich, die Maifuhle bis auf den letzten Mann zu halten. Dann sind auch meine Leutnants beide ebenso tapfer, als vorsichtig, ich kann ihnen die Sache ruhig anvertrauen.“

Nettelbeck schüttelte bedenklich den Kopf.

„Da bewegt mich seit einiger Zeit ein ganz anderer Gedanke,“ sagte er hierauf. „Denn was helfen uns selbst noch Tausende von braven Truppen, wenn sie der Kommandant nicht wirklich zur mannhaften Verteidigung der Festung verwendet, in dem Moment, wo sie im heißesten Kampf gegen den Feind stehen und schon Vorteile errungen haben, sie wieder zurückruft? Und das dies zu wiederholten Malen schon geschehen ist, wissen wir ja alle. Unsere geringen Kräfte reichen noch für eine längere Zeit aus, zu viele Truppen in der engen Festung würden um so

schneller unsere Vorräte aufzehren, einer würde dem andern nur hinderlich sein, aber — wir brauchen einen andern Kommandanten! Das allein ist's! Gelingt es uns, geht Kolberg sicher nicht verloren!"

„Dies ließe ich schon gelten, aber auf welche Art einen neuen Kommandanten herbeischaffen?“ sagte Schill.

„Ich selbst reise zum König nach Memel und sage ihm offen: Wenn Se. Majestät uns nicht bald einen andern braven Kommandanten schicken, sind wir verloren.“

„Sie selbst, Herr Nettelbeck!“ rief Schill erschreckt. „Um Gottes willen, verlassen Sie Kolberg nicht! Sie allein sind noch der einzige Mann, den Loucadou fürchtet. Verlassen Sie Kolberg, und wenn auch nur auf zwei Wochen, ist es verloren! Ihr Plan ist vortrefflich, aber mag ein anderer zum König nach Memel gehen, Sie, Sie müssen unter allen Umständen hier bleiben.“

„Aber wen sende ich?“ rief Nettelbeck in großer Aufregung.

„Ja, wen, wen?“ wiederholte nachdenkend Schill.

„Poh Fockmast und Bugspriet! Planken und Seewasser!“ rief da der alte Schiffer Hubert. „Ist einer dazu geeignet, ist's dieser!“ Er wies auf Robert.

Der Jüngling hatte das Gespräch schon lange mit höchster Teilnahme verfolgt, jetzt, bei Huberts Vorschlag, leuchteten ihm die Augen vor Freude und Begeisterung.

„Mein Gott,“ rief der alte Nettelbeck, sprang auf und schlug sich gegen die Stirn, — „an meinen lieben, braven, erfahrenen, der vaterländischen Sache bis in den Tod ergebenen Robert nicht gedacht zu haben!“ eilte auf ihn zu und schloß ihn stürmisch in seine Arme.

„Gewiß, Robert!“ rief auch Schill. „Kein anderer als dieser!“

„Willst du, mein Sohn?“ fragte ihn Nettelbeck.

„Ja, ich will!“ rief der junge Mann begeistert. „Gott schenke mir seine Kraft und Gnade.“

„Und Sie, Frau Leutnant?“ fragte Nettelbeck.

„Ich kann nur mit Ihren und Roberts Wünschen und Bitten die meinigen vereinen. Ich danke Ihnen, Herr Nettelbeck, daß Sie meinen Sohn für diese hohe Sendung ersehen haben.“

„Morgen schon mußt du fort, mein Junge!“ sagte der alte Herr in großer Bewegung. „Ich will dir ein paar Zeilen an Se. Majestät zur Legitimation mitgeben, vielleicht nur die schon vorhin erwähnten Worte: Sire, schicken Sie uns einen anderen und mutigeren Kommandanten, sonst sind wir unglücklich und verloren. Das andere und namentlich Sr. Majestät unsere bisher ausgestandenen Leiden, Loucadous Saumseligkeit, der Bürger Liebe, Treue und Opferwilligkeit zu schildern, ihm deine Teilnahme an dem Gefecht bei Neubrück, und weiß Gott noch dies und das, was dem König über unsere jammervolle Lage die Augen öffnen kann, überlaß ich dir. Bist ja bei deiner Jugend schon ein ganzer Kerl. Rede voller Respekt, voller Ehrfurcht mit unserm gnädigsten König! Rede meinetwegen, wie dir der Schnabel gewachsen ist.“

„Und wie sich das so prächtig trifft!“ sagte der alte Hubert erfreut — „Boß Fockmast und Bugspriet: steche nämlich morgen mit einem der Schiffe des Kaufmanns Schröter in See nach Willau, und von dort freilich mußt du sehen, Robert, wie du nach Memel kommst. Zurück hast du mehr Gelegenheit.“

Mit Nettelbecks Empfehlung und dem nötigen Gelde versehen, vom lieben Mütterlein wie ein Prinz gekleidet, ging die Fahrt vor sich. —

Nettelbecks Gedanken und Gefühle waren von jetzt an geteilt, sie weilten bei Robert auf der See und bei den braven Soldaten in den Schanzen, die gerade heute der Feind heftig bedrohte.

Nettelbeck wollte die Schanzen am Strickerberge halten. Schill hatte bereits aus der Maikuhle den Angegriffenen Unterstützung gewährt. So tapfer auch die Grenadiere kämpften und die preussischen Kanoniere ununterbrochen dem Feinde ihre schwarzen Eisenbälle zuschleuderten, die Hoffnung, die Schanze zu halten,

schwand immer mehr und mehr. Diese betäubende Nachricht gelangte an Schill. Was er irgend noch an Leuten entbehren konnte, gab er an die Braven ab, während er selbst nach der Stadt eilte und in feurigen Worten den Hauptmann Elstern zu bestimmen wußte, die Schwerbedrängten schleunigst zu unterstützen. Es währte nur eine kurze Zeit, und die helfenden Fusiliere rückten herbei. Ankommen und Angreifen war eins, und da jetzt auch die zunächstliegenden Batterien die Schwerbedrohten mit einem sehr lebhaften Feuer unterstützten, zogen sich die Franzosen zurück.

Aus Ärger darüber eröffneten sie in der Nacht ein heftiges Granatfeuer gegen die Stadt. Mehrere Bürger, darunter auch Kettelbeck, befanden sich in der Nähe des Kommandanten. Die Granaten, ihre feurigen Bogen über deren Köpfe ziehend, platzten, richteten aber mehr Spektakel als Schaden an. Plötzlich fuhr solch ein Ungetüm kaum dreißig Schritte vor dem Kreise nieder, zersprang mit gewaltigem Getöse, beschädigte aber niemand.

Die anderen, an solche Erscheinungen und Gefahren schon gewöhnt, blieben ziemlich ruhig, nur der Herr Kommandant nahm das Ding anders. Mit ganz verwirrten, die größte Furcht kündenden Blicken stotterte er: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, werden wir doch noch zu Kreuze kriechen müssen.“

Da schrie Kettelbeck, seinen Degen blank ziehend und die Spitze gegen den Feigling gerichtet: „Halt! der erste, wer es auch sei, der das elende Wort von zu Kreuze kriechen wieder in meiner Gegenwart ausspricht, den steche ich sofort nieder!“

„Arretieren! Arretieren!“ schrie der Kommandant, „in Ketten und Banden mit diesem Rebellen!“ schrie es aber nur, ohne daß seinem Befehle Folge geleistet wurde.

So stand es damals in Kolberg. —

Achtes Kapitel.

Robert war glücklich in Pillau angekommen. Von hier fuhr er mit der Post nach Memel, der damaligen Residenz des Königs von Preußen. Die unglückliche Königsfamilie war von dem nicht mehr sicheren Königsberg hierher geflüchtet und hatte im Hause eines patriotischen Bürgers gastliche Aufnahme gefunden.

Es war noch früh am Tage, als Robert das Haus betrat und sich bei einem Diener meldete: daß er Se. Majestät in einer hochwichtigen Sache zu sprechen wünsche.

Dem Diener gefiel der schmuße Jüngling, mehr noch dessen strammes, festes und dabei doch so bescheidenes Auftreten.

Er meldete dem König den Fremden.

Unterdessen hatte Robert etwas Zeit, seine Blicke nach dem Garten dicht am Hause zu werfen. Ein erfreuliches Bild bot sich hier ihm dar: ein alter invalider Unteroffizier von der Garde übte zwei junge Herrlein in den Waffen: Robert erkannte sie sogleich, es waren der zwölfjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm und sein zehnjähriges Brüderchen Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I. Sei, wie das ging: Auf und Schlag waren eins, Kopf in die Höh', Brust heraus! und unter dem Gewehr durfte keiner der Prinzen mucksen.

Was da alles durch Roberts Kopf ging! Die beiden ältesten preußischen Prinzen mit ihren königlichen Eltern in der Verbannung zu Memel! Napoleon, der Fremdling, der Usurpator, Herr des ehemaligen, so mächtigen und glorreichen Preußen! Seine Gedanken wurden demütig: er betete herzlich für König und Vaterland.

Die Thür öffnete sich, er trat ein, eine hohe, edle Gestalt stand vor ihm — der König.

Robert war in diesem Augenblick keines Wortes mächtig. Er ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte dem König Mettelbeds Brief.

„Aufstehen,“ sagte der König in seiner bekannten kurzen Redeweise, „bin kein Freund von solchen Erniedrigungen der Menschen vor Menschen.“

Robert erhob sich, während der König den Brief erbrach und ihn aufmerksam durchlas.

„Kenne den alten Nettelbeck; braver Mann;“ sagte er hierauf. „Brave Kolberger Bürger alle, müssen viel leiden; Gott füge alles zum besten.“

„Sire,“ wagte jetzt Robert zu sagen, — „der Herr Oberst von Loucadou —“

Der König unterbrach ihn mit der Frage: „Auch ein geborener Kolberger?“

„Nein, bin in Stettin geboren. Mein Name ist Robert Dumont.“

„Dumont?“ fragte der König. „Hab' einen Leutnant Dumont gekannt, der bei Birmasens“ — Roberts Augen blickten vor Freude — „einen französischen Adler erobert hatte.“

„Mein seliger Vater, Majestät,“ antwortete Robert in edlem Stolz.

„Freut mich — freut mich recht sehr. Wurde später leidend, mußte den Dienst verlassen. Lebt er noch?“

„Meine Mutter ist seit vier Jahren Witwe und wohnt gegenwärtig in Kolberg.“

Der König trat auf eine kurze Zeit ans Fenster, Robert den Rücken zugewandt. Dabei las er von neuem den Brief.

Sich wieder umwendend, sagte er: „Nettelbeck ist ein väterlicher Freund von dir, schreibt mir, daß du von den Verhältnissen in der Festung genau unterrichtet bist. Möchte gern näheres darüber erfahren. Erzähle mir, mein Sohn.“

Robert begann. Und je weiter er sprach, desto klarer und eingehender erzählte er, und schloß dann mit den Worten: „Der Herr von Loucadou ist kein Kommandant für das schwer bedrohte Kolberg, obgleich er sich rühmt, im bayrischen Erbfolgekrieg —“

Der König lächelte, bedeutete aber mit der Hand, Robert möge schweigen darüber.

Da warf sich der Jüngling dem König zu Füßen, ergriff seine beiden Hände und rief flehentlich: „Sire, geben Sie uns einen andern, entschlosseneren Kommandanten, und Kolberg, das getreue Kolberg, eine Krone unter den preußischen Festungen, bleibt uns erhalten.“

„Aufstehen,“ wiederholte der König etwas streng. „Werde sehen, was sich tun läßt.“

In diesem Augenblick stürmten die beiden Prinzen, Waffe und Wehr noch in den Händen, in des Königs Zimmer.

Ganz überrascht gewahrten sie den fremden Jüngling. Sie wollten sich wieder entfernen, der König bedeutete sie, zu bleiben.

„Kommt aus Kolberg, der junge Mann! Sieht böß' aus dort; der alte Mettelbeck, hab' euch schon erzählt von ihm, wünscht an Loucadous Stelle einen andern Kommandanten.“

„Endlich!“ rief der Kronprinz, „der Herr von Loucadou mag sonst ein sehr ehrenwerter Mann sein, aber, wie uns schon Herr von Gneisenau gesagt hat, ähnlich dem Herrn von Romberg in Stettin und dem Herrn von Ingersleben in Küstrin, trotzdem er im bairischen Erbfolgekrieg —“

„Still sein,“ gebot der König.

„Kannst du auch schon exerzieren?“ fragte jetzt Prinz Wilhelm den fremden Jüngling.

Robert bejahte es.

„Nun, so tu's doch einmal, hier ist mein Gewehr.“

Robert weigerte sich.

Doch der König lächelte beistimmend.

Robert hatte kaum das Gewehr erfaßt, da kommandierte Prinz Wilhelm: „Das Gewehr in Arm! Das Gewehr präsentiert! Augen rechts!“

Es ging wie am Schnürchen. Der König lächelte.

„Du mußt auch salutieren, Papa,“ sagte Prinz Wilhelm, und der König tat's lächelnd, — der König vor dem preußischen Bürgerknaben!

Der Herr Major von Gneisenau wurde soeben angemeldet, Robert bis auf weiteres gnädigst entlassen.

Die Prinzen nahmen ihn mit in den Garten und zeigten ihm alle ihre kleinen Herrlichkeiten.

„Du wirst gewiß auch hungrig sein,“ sagte dann Prinz Wilhelm. „Komm, lieber kleiner Mann, iß ein Butterbrot mit uns.“ — — —

Schon nach einer halben Stunde wurde Robert zum Herrn Major von Gneisenau befohlen. Hier mußte er wieder von Kolberg erzählen. Er tat's mit einem Freimut und einer Klarheit, daß ihm der Herr von Gneisenau mehreremal beifällig auf die Schulter klopfte.

„Morgen reisen wir zusammen nach Kolberg,“ sagte er dann. „Du sollst es zuerst wissen, lieber, braver Junge, Sohn meines Freundes Dumont, Se. Majestät der König haben mich zum Kommandanten von Kolberg ernannt. Will's Gott, halten wir noch die Stadt gegen die Franzosen.“

Robert war keines Wortes mächtig. Er hatte von einem Major von Gneisenau noch nie gehört. Wenn er aber an die hohe, ritterliche Gestalt hinanblickte und ihm in die großen, klaren und offenen Augen sah, sagte ihm eine innere Stimme, daß der König recht gewählt.

In der Frühe des andern Tages traten beide die Seefahrt an. Es war eine schnelle und glückliche. Robert mußte noch viel von seinem Vater und Kolberg erzählen. Rasch hatte er sich Gneisenaus Herz gewonnen.

Als sie auf der Kolberger Münde landeten, war dort eben der alte Nettelbeck beschäftigt. Er bemerkte den Herrn von Gneisenau, Robert sprang ans Land und flüsterte ihm hocherfreut zu: „Unser neuer Kommandant, Papa Nettelbeck, — Herr Major von Gneisenau!“ —

Da hätt' einer den alten Nettelbeck sehen sollen! Ein freudiges Erschrecken fuhr ihm durch alle Glieder, Tränen stürzten aus seinen Augen, und seine Knie unter dem Leibe zitterten. Er vermochte nicht länger an sich zu halten, fiel vor Gneisenau nieder, umklammerte ihn und rief: „Ich bitte Sie um Gottes willen,

verlassen Sie uns nicht! Wir wollen Sie auch nicht verlassen, solange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, und sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! Wir wollen feststehen: Einer für alle, alle für einen! und die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden.“

Gneisenau hob den Greis freundlich auf und sprach: „Nein, Kinder, ich werde euch nicht verlassen! Gott wird mit uns sein!“

Kurz darauf stellte sich der neue Kommandant der Garnison und der bewaffneten Bürgerschaft vor. „Laßt uns Hand in Hand gehen, Kinder!“ sagte er. „Tue jeder seine Pflicht in dem ihm überwiesenen Kreise.“

Tausende jauchzten ihm freudig zu.

Der Herr von Loucadou wurde in der schonendsten Weise von dem Willen des Königs durch Gneisenau in Kenntniß gesetzt.

Der neue Kommandant entfaltete sofort eine große kriegerische Thätigkeit.

Es galt, den Feind in der Erbauung einer großen Schanze am Sandwege zu stören. In der Nacht wagte ein Trupp Grenadiere und Jäger, etwa 100 Mann stark, von der Lauenburger Vorstadt her einen Ausfall gegen ihn. Nettelbeck und Robert schlossen sich mit zwei Wagen dem Zuge an, um erforderlichenfalls ihre Toten und Verwundeten aufnehmen zu können.

Die Überraschung erfolgte mit gefälltem Bajonett im Sturmschritt. Wäre die Schanze schon völlig geschlossen gewesen, hätte nicht ein einziger Franzose von der Besatzung sich retten können. So wurden nur wenige Gefangene gemacht und während der Nacht nach der Hauptwache geführt. Robert hatte sofort unter diesen, trotz der französischen Uniform, den Flickschneider Reischert erkannt, vorderhand aber noch über diese Entdeckung geschwiegen.

Bei einer Besichtigung der Gefangenen erkannte ihn der alte Nettelbeck nun selbst.

Da war bei ihm Feuer unter dem Dache. Er geriet fast in Wut. „Stoßt den Spion, den Verräter nieder!“ rief er den Grenadieren zu. Und da sich diese weigerten, weil sie ihm einmal Pardon gegeben, wollte ihn Nettelbeck mit seinem eigenen Degen

durchbohren, wurde aber durch einen herzuspringenden Offizier daran verhindert. Reischerts Verräterlohn wurde das Kolberger Stockhaus. Dort blieb er mehrere Jahre, worauf man ihn laufen ließ.

„Und der Schuft, der Schurke,“ sagte Nettelbeck noch im höchsten Zorn zu Robert, „hat dich selbst der Spionage verdächtigen wollen, dich mit dem Spottnamen ‚Franzosenjunge‘ belegt! Pfui!“ — —

Gneisenau, Nettelbeck und Robert, letzterer von den Kolbergern jetzt mit ganz anderen Augen betrachtet, da er den König gesprochen und in Gesellschaft des neuen Kommandanten nach der Stadt gekommen war, — waren Tag und Nacht auf den Füßen.

Allgemeine Freude erregte eines Tages die Ankunft einer englischen Brigg mit 18 Kanonen, die sehr geschickt manöbrierte und den Belagerern vielen Schaden zufügte. Wenn jetzt der tapfere Schill noch in Kolberg gewesen wäre! Doch der war nicht minder in Schwedisch-Pommern für die Sache seines Königs tätig. Glück auf, wack'rer Schill!

Während der ersten Tage des Mai beschränkten sich fortan die Feindseligkeiten meist nur auf unbedeutende Vorpostengefechte. Erst den 18. griffen die Feinde mit überlegener Macht die für die Belagerten sehr wichtige Schanze auf dem Wolfsberge an und vertrieben, trotz aller bewiesenen Bravour, die unsren daraus.

Da ließ es den wackeren Gneisenau nicht in Ruhe. Die mächtige Schanze mußte um jeden Preis zurückerobert werden. Die größere Hälfte der Besatzung ward aufgeboden, in Kolonnen gesetzt und zum Angriff geführt. Die Franzosen widerstanden anfangs sehr mannhaft — doch vergebens! Sie wurden geworfen, — die Schanze kam wieder in unsere Hand.

Aus Ärger darüber begann nun der Feind die Stadt mit Bomben und Granaten zu beschießen. Den armen Kolbergern stand somit Schweres bevor. Und was fast noch übler war, sie konnten dem Feinde für solche unhöfliche Begrüßungen keine rechte Revanche geben; denn ihre Kanonen und Mörser waren reiner

Auschuß und zudem das Eisen derselben von einer so spröden Gußmasse, daß gewöhnlich nach neun oder zehn Schüssen das Springen des Stückes zu befürchten war. Viele Kanoniere verloren dadurch ihr Leben. Doch — wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.

Am 14. Juni durchlief Kolberg die freudige Nachricht: ein englisches Schiff näherte sich der Reede und brächte eine Anzahl neue Geschütze und die dazu gehörige Munition.

Alles lief freudig bewegt nach der Münde. Doch ein Blick genügte, die Freude und Hoffnung aller wieder zu trüben, zu zerstören: das Schiff war bei dem äußerst stürmischen Wetter unter Wind geraten, vermochte bei aller Anstrengung die Reede nicht zu gewinnen und wandte sich immer mehr und mehr ostwärts. Näherte es sich bei Senkenhagen noch mehr der Küste, so stand es in Gefahr, zu stranden und von den Franzosen geentert zu werden.

Da war große Verlegenheit, Sorge und Not; und der einzige, der hier vielleicht Rat und Tat hätte geben können — der brave Nettelbeck — lag daheim am Fieber krank.

Bochenden Herzens stand Robert auf der Münde und schaute dem Schiff auf hoher See mit seiner für die bedrängten Kolberger so unschätzbaren, ja unerseßlichen Fracht nach. Tränen traten ihm in die Augen, er bebte fieberisch.

Ihm zur Seite stand sein Hauswirt, der alte Schiffer Hubert, und wettete über alle Maßen: „Boß Fockmast und Bugspriet, Planken und Seewasser!“

„Herr Hubert,“ fragte ihn Robert, „wollen wir beide es wagen, das bedrohte Schiff heranzulotsen?“

„Robert, was fällt dir ein?“ antwortete der. „Wir beide? Nein, nimmermehr, das hieße sich mutwillig in den Tod stürzen. Dazu gehören außer dem Mut auch Kenntniß und Erfahrung. Aber keinen Augenblick würde ich zögern, wenn mein Gevatter Nettelbeck dabei wäre, der einzige, der hier das uns unmöglich Scheinende möglich machen könnte.“

„Ich laufe zu ihm, Herr!“ rief Robert — „vielleicht — und wie ich den würdigen Alten kenne, findet er lieber den Tod für das Vaterland in den Meeresfluten, als daß er sich auf dem langweiligen Krankenlager verzehrt.“

Major von Gneisenau trat an beide heran. „Sammerschade, daß der brave und erfahrene Nettelbeck krank daniederliegt,“ sagte er bedauernd. „Auf den englischen Waffen und der Munition hat noch meine einzige Rettung beruht. Da treibt nun das Schiff, und wir haben das Hinterhersehen.“

„Herr Major,“ rief jetzt Robert, „ich berichte wenigstens Herrn Nettelbeck über die Sachlage und — was gilt's — ich bringe ihn!“

Mit diesen Worten eilte Robert spornstreichs fort. In kürzester Zeit trat er in Nettelbecks Haus, an des Kranken Bett.

Der lag aber in einem wohlthuenden Schweiß, sein glühendes Antlitz blickte unter der dicken Bettdecke hervor.

Bei diesem Anblick kamen Mitleid und Erbarmen mit dem Zustand seines väterlichen Freundes über ihn. Er brachte stotternd eine Entschuldigung heraus. Doch Nettelbeck sah trotz der Fieberhitze heller, sah des Jünglings Verlegenheit, Ungeduld, Angst und drang in ihn, ihm zu offenbaren, was ihn denn so sehr bewege.

Da halfen keine Winkelzüge mehr, Robert mußte mit der Wahrheit herausrücken.

Und diese hören, zum Bett herausspringen und sich in die Kleider werfen, war eins bei dem patriotischen braven Alten.

„Herr Gott im Himmel,“ betete er, „laß die alten steifen Knochen nur so lange noch zusammenhalten, bis das Schiff gerettet ist. Nachher mögen sie brechen, nachher!“

Die beiden flogen mehr, als sie gingen, um an die Münde zu kommen. Da waren sie.

„Nettelbeck, Sie holen sich den Tod!“ rief ihm Major von Gneisenau zu.

„Mag's drum sein,“ antwortete der Alte, — „süß ist der Tod fürs Vaterland!“

„Platz da!“ rief er und drängte sich durch die neugierige Menge. „Lotsen herbei!“ schrie er durch die hohle Hand über die Münde weg.

Etliche erschienen. „Nun, was gafft ihr noch immer! Ihr hättet schon längst in den Booten sein und dahintreiben müssen.“

„Zum Teufel auch,“ sagte der eine. „Die See geht zu hoch! das hieße sich mit Gewalt in den Tod stürzen.“

Der andere sprach, sich im Haare krauend: „Die See fürchte ich weniger, bin in meinem Leben schon oftmals bei noch weit wilderem Elemente gefahren — aber — die Franzosen!!“

Ein allgemeines Gelächter bestrafte die Feigheit dieses Lotsen. Nettelbeck aber wettete und fluchte, wie noch keiner von ihm gehört. Das Wesen des ehemaligen Seemanns kam jetzt ganz und voll zum Ausbruch bei ihm.

„Herr Nettelbeck,“ wagte Robert schüchtern zu fragen, — „Sie, Herr Hubert und ich.“ — Er überhörte es und wettete noch immer fort. Und als alles nichts versing, suchte er die erbärmlichen Memmen dadurch zu beschämen, daß seine Augen den Kreis überflogen und er etliche Weiber gewahrte, die des Ruderns beim Brahmaen *) kundig waren und auch sonst für handfest galten.

„Se, Grete, Trine, Hanne und ihr anderen!“ rief er, „kommt ihr mit?“

„Gewiß, lieber Herr, wenn Er geht!“ lautete deren Antwort. Dann packte er noch denselben Lotsen, der vorhin so viele Franzosenfurcht gezeigt, am Arm, zog ihn, gern oder ungern, ins Boot, und er selbst, Hubert und Robert sprangen nach. So ging es Henkenhagen zu, freilich mit jedem Augenblick Gefahr laufend, aus dem leichten und engen Boot bei der stürmischen See über Bord geschleudert zu werden.

Bald kamen sie dem Schiffe näher und näher und endlich an Bord desselben. Lange Zeit war es jedoch noch unentschieden, ob sie es gegen den Wind in den Hafen bringen würden, oder sich

*) Das heißt das Beladen und Entlasten der Schiffe auf der Reede.

begnügen mußten, es weiter in See zu treiben, es wenigstens den Krallen der Franzosen zu entreißen.

Doch mit dem Mutigen ist Gott! Das erstere gelang. Das neue Geschütz ward nun im Triumph nach der Festung abgeführt.

Es waren 45 Kanonen und Haubitzen, alle funkelneuen, und an der dazu gehörigen Munition, Kugeln und Granaten, fehlte es auch nicht.

Doch — die Engländer hatten die Lafetten vergessen, oder auch, daß es an hinreichendem Raum für solche in dem Fahrzeuge gefehlt haben mochte.

Da half Gneisenau nach. Wo die Schildzapfen der alten Kolberger Gestelle zu dünn waren, ließ er die Pfannen so lange mit Lappen, Lumpen und altem Hutfilz ausfüllern, bis die Rohre ein festes Lager fanden. Sie schossen aber trotz der Mängel prächtig, und mancher Franzmann mußte noch bei „Kolberg auf der grünen Au“ ins Gras beißen.

Dem braven Nettelbeck hatte die Unterbrechung seines Schwitzbades nicht geschadet; den alten Seemann das Seewasser kuriert.

In den nächsten Tagen erhob sich ein heftiger Kampf der Parteien um die Wolfschanze, ein für Freund und Feind gleich wichtiges Bollwerk.

Von den Franzosen zuerst erobert, wurde es in der Nacht vom 15. zum 16. Juni von den unseren zurückgewonnen, worauf es einige Tage später die Franzosen mit stürmender Hand von neuem in Beschlag nahmen.

Doch Gneisenau mußte den wichtigen Platz in seiner Hand haben: es war der Hauptschlüssel zur Festung.

Es war verabredet, daß einige vor der Münde liegende schwedische und englische Schiffe gleichzeitig durch eine heftige Kanonade den Landangriff unterstützen sollten. Bei der Unkenntnis der See seitens des Kapitäns, die rechte Stelle zum rechten Eingreifen in den Kampf zu finden, diente der brave Nettelbeck dem vordersten Fahrzeuge, einer herrlichen englischen Fregatte, als Lotse. Er führte sie, soweit es irgend die Tiefe

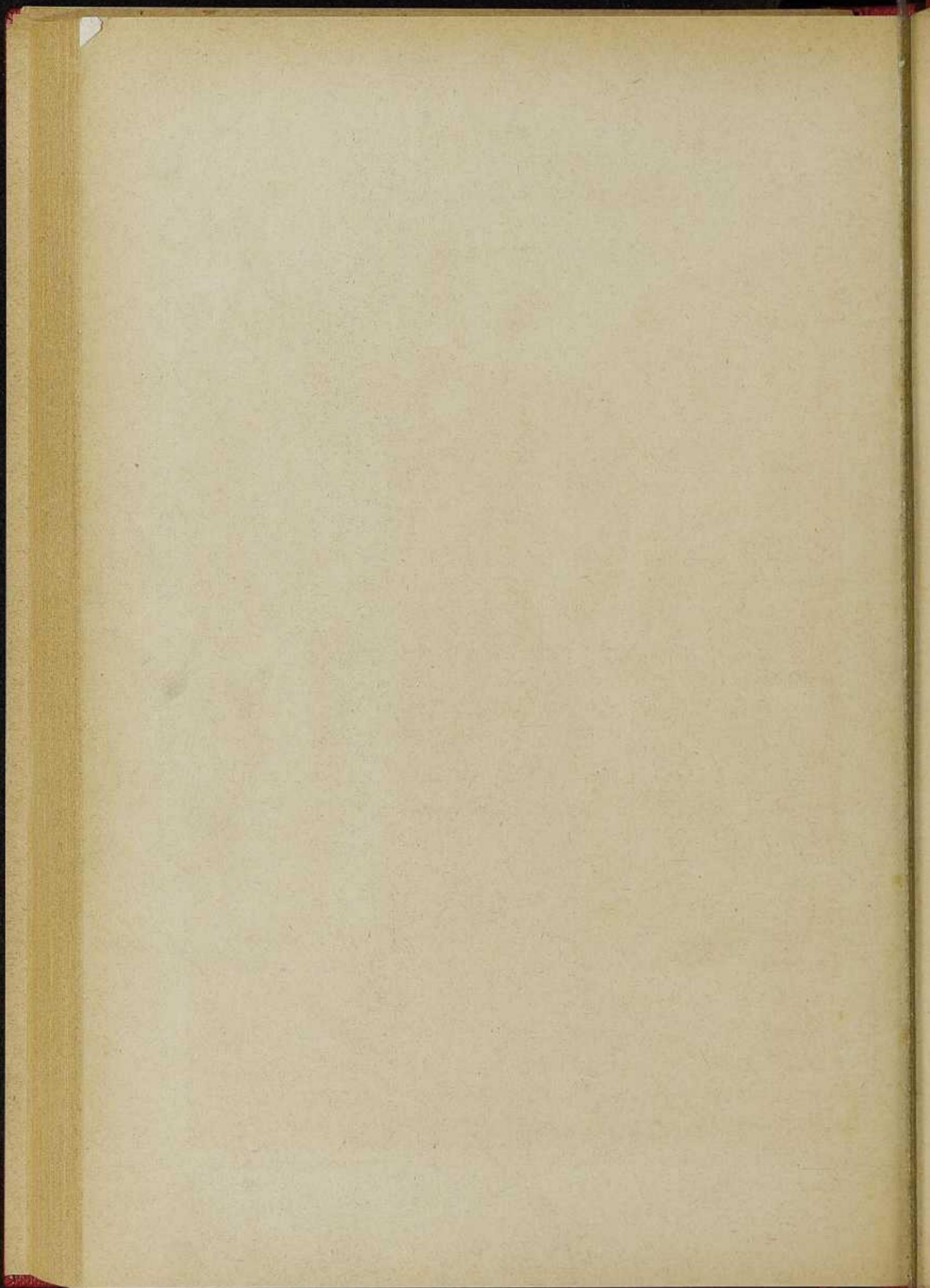
erlaubte, der feindlichen Stellung nahe. Gleichzeitig mit der Artillerie der Festung erhob sie ihr Feuer; unter dem Schutze beider rückten die Kolberger Bataillone beim Morgengrauen zum Sturme heran.

Robert war unter ihnen; er wollte nicht fehlen, wo es sich um das Sein oder Nichtsein der getreuen Festung Kolberg handelte.

In der Schanze selbst herrschte noch eine Totenstille. Erst als die Bataillone bis fast an die Palisaden vorgeedrungen waren, empfing sie ein gräßliches Kartätschenfeuer. Über Leichenhaufen drangen sie dennoch vor. Auf der Brustwehr kam es zum blutigen Handgemenge. Auch Robert wurde darin verwickelt. Ein Franzose stürzte sich alsbald auf ihn. Der Kampf begann. Doch Robert war kräftiger und gewandter als jener, unterlief ihn, und der Kerl stürzte längelang nieder. „Mache ihn kalt, Robert!“ schrien ihm einige befreundete Soldaten zu. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, und schon hatte er den Dolch, den er stets bei sich trug, gezückt. Ihn schauderte: einen überrumpelten Feind zu töten, das wäre kein ehrliches Soldatenstücklein gewesen. Mit Hilfe einiger anderer band er ihm die Arme zusammen. Jetzt erst, da es inzwischen heller geworden war, sah er, daß sein Gefangener — Meischerts David war. Entsetzlich! —

Leider blieben die Franzosen im Besitze der Wolfschanze. Die Preußen, einen Teil ihrer Toten auf Wagen bei sich, marschierten in die Stadt zurück. Wer den Zug sah, mußte weinen, aber der Schmerz schlug in Lachen um, als noch ganz zuletzt im Zuge Robert Dumont den gefangenen Franzosen — Flickschneiders David — eskortiert brachte. Es war der heute gemachte einzige Gefangene nach der so überaus blutigen Arbeit. Und die erst darüber gelacht, wurden nun fuchswild. „Franzosenjunge!“ erscholl es aus dem Kreise. Doch dieser Schimpfname galt diesmal nicht Robert, sondern David. Viele Fäuste ballten sich zornig gegen ihn.





Auch Nettelbeck, der Führer auf der englischen Fregatte, war, trotz des gewaltigen Kugelregens, den diese über die Feinde ergossen, sehr unzufrieden, — unglücklich.

Neuntes Kapitel.

Kolberg blutete aus vielen Wunden; doch das Herz war noch gesund: Garnison und Bürgerschaft standen auf ihrem Posten. Hatte es Gott beschlossen, ging es mit Ehren unter.

Tagtäglich verstärkten frische Truppenabteilungen das Belagerungsheer. Es mochte auf 24 000 Mann angewachsen sein, während die Garnison mit der Bürgerschaft etwa 6000 Mann zählte.

Eines Tages standen Nettelbeck und Gneisenau auf einem der Wälle. Ihre Blicke überflogen schmerzvoll der Feinde kolossale Zurüstungen, Kolberg mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

„Sehen Sie, lieber Nettelbeck,“ sagte Gneisenau, „dort steigt wieder ein neues Werk hervor. Die Laufgräben nähern sich und schnüren uns immer mehr und mehr auf einen engen Raum zusammen.“

Nettelbeck wollte eben das Wort ergreifen, als kaum 15 oder 20 Schritte vor ihnen eine Bombe niederfiel und die Erde aufmühlte. Nettelbeck ergriff Gneisenaus Hand, um ihn möglichst aus der Gefahr zu ziehen. Gneisenau aber, kaltblütig stehen bleibend, erwiderte: „Nur ruhig, Freund, die tut uns nichts!“ Und wirklich auch, in demselben Augenblicke platzte das Ungetüm,

ohne weiteren Schaden anzurichten, als die beiden über und über mit Erde zu bewerfen.

Ein schwerer Schlag traf Kolberg durch den Verlust der Maifuhle. Es war das Werk einiger Augenblicke gewesen. Während die Feinde gerade um diese Zeit aus allen ihren schweren Geschützen die Stadt bombardierten und viele Häuser in Schutt und Trümmer legten, hatten sie den Handstreich gegen diese wichtige Verschanzung ausgeführt.

Die im Hafen liegenden Schiffe kappten nun eiligst die Ankersteuer, um die offene See zu gewinnen.

Nunmehr auch von den Bundesgenossen verlassen, war die Besatzung und Bürgerschaft nur auf sich selbst angewiesen.

Jetzt galt es noch — wollte man nicht kapitulieren, und solchen Gedanken trug Gneisenau nicht in seinem Kopfe, eher sich und die Seinen unter den Trümmern der Festung begraben — die *M ü n d e r s c h a n z e* behaupten. Zwar, daß dadurch Kolbergs Schicksal nicht abgewandt ward, jedoch konnte es noch einige Zeit hingehalten werden.

Der Feind bombardierte fast unablässig die Stadt. An verschiedenen Stellen zündeten die Geschosse, zischend und wirbelnd schlugen die Flammen gen Himmel empor. Doch auch diesen Feind diesseits der Ringmauern und Wälle bekämpften die treuen Soldaten und Bürger mit einer so hochopfernden Hingabe.

Da kam oft viele Nächte kein Schlaf in die Augen der treuen Wächter. Doch auf die Länge der Zeit erlag die *N a t u r* den körperlichen Anstrengungen, wenn auch nimmer der *M u t*.

In keinem Hause der Stadt war man vor den Geschossen der Feinde mehr sicher. Das des alten Hubert lag längst in Schutt und Trümmer; er hatte seitdem, samt der Frau Leutnant, eine Aufnahme im Kettelbeckischen gefunden. Doch auch in dieses hatte sich in jüngster Zeit eine Bombe eingewühlt. Das feuerfeste, ge-

wölbte Brennhaus, dessen etwas lojeres Dach der Hausherr außerdem noch fußhoch mit nassem Dünger hatte belegen lassen, gab den einzigen Wohnraum für ihn, seine Dienstleute und Gäste ab. Ein Feuer, das im Kornmagazin aufging und das wegen dessen Lage höchst verderblich für die Stadt werden konnte, wurde durch Nettelbeck's Umsicht und Entschlossenheit noch glücklicherweise gedämpft.

Als Nettelbeck bei dem ersten Klang der Feuerglocke auf die Hauptwache lief, fand er in der Wachstube beim düsteren Brennen einer Lampe eine Gestalt auf der Britsche liegen. „Beste Mann, zu Hilfe, das Kornmagazin brennt!“

Da erhebt sich rasch der Mann, schlägt die Hände zusammen und spricht: „Ach, du armer Nettelbeck!“ Jetzt erkennt ihn dieser an der Sprache, — es ist Gneisenau! Er hatte sich hier zu einer kurzen Ruhe niedergelegt.

Sofort schickt er den größten Teil der Wachmannschaft auf den gefährlichen Posten, läßt die Lärmtrommel rühren, Soldaten erscheinen, sie und die Patrouillen legen Hand an die Spritzen, der alte Nettelbeck auf einem Dache der Nachbarhäuser leitet selbst den Schlauch, und so gelingt es noch, des wütenden Elementes Herr zu werden.

Doch Robert wird vermißt. Er ist noch vor kurzem an der Brandstätte gesehen worden, jetzt plötzlich verschwunden.

Sollte ihn ein Unglück betroffen haben?

Gott hat ihn behütet. Er ist nach einer in der Nähe der Brandstätte liegenden Baracke geeilt, in welcher vierundzwanzig Verwundete liegen. Sein Späherauge hatte Feuerbündel entdeckt, die der Wind auf das hölzerne Dach der Baracke getrieben. Hilfe tat not, schleunige Hilfe, sollte hier nicht eine neue Brunst aufgehen, die hilflos daniederliegenden Verwundeten ihren Tod in den Flammen finden.

Gneisenau schließt den mutigen Jüngling in seine Arme.
„Gott mit dir, mein Robert!“

Und wieder eilt der brave Kommandant mit ihm und Nettelbeck auf die Wälle. Es ist ihm von einer Ordonnanz die Nachricht überbracht worden, es zeige sich eine große Kühnheit in dem feindlichen Lager.

Die französischen Geschütze donnern mit solchem Getrach, daß der Erdboden unter ihm zu beben scheint, von der Stadt her vernimmt man in den geringen Geschützpausen das Getrach der einstürzenden Häuser, das Wehklagen und Jammern ihrer sich flüchtenden Einwohner.

Auf eine Bastion gekommen, dringt Gneisenaus scharfer Blick, trotz des Morgennebels, zu den Feinden hinüber. Es muß dort etwas ganz Besonderes vorgehen, denn sein von den Tagesarbeiten und Nachtwachen schon bleiches Antlitz wird plötzlich noch bleicher.

„Was gibt's,“ Herr Major?“ fragte ihn Nettelbeck.

„Alter Mann,“ sagt er in großer Aufregung, „uns droht ein schweres Unheil — vielleicht das letzte.“

„Was gibt's?“

„Sehen Sie dort hin! Ich täusche mich nicht, unter dem schrecklichen Bombardement gegen die Stadt trifft der Feind Anstalten, sich von der Wolfschanze aus über das Münderfort herzustürzen. Gelingt ihm das Unternehmen, so ist ihm der Weg in die Festung offen.“

Einen Augenblick noch standen alle voller Bestürzung da. Doch nur einen Augenblick. Da röten sich die Wangen des Kommandanten, seine Blicke leuchten, seine Gestalt reckt sich auf und zu Robert sich wendend, ruft er: „Rasch zu den unseren! Ich komme sofort auch! Die Batterie über das Münderfort gerichtet und Feuer, Feuer, schleunigstes und ununterbrochenes Feuer, sobald sich die Franzosen blicken lassen!“

Robert flog förmlich dahin; Nettelbeck, auf ein schnell aufgegriffenes Pferd sich werfend, eilt nach der Stadt, die Garnison schnell herbeizuschaffen, dem Andringen der Franzosen die ganze Kraft entgegenzuwerfen.

Und wenige Minuten später schon rücken die kommandierten Bataillone im Sturmschritt heran, Adjutanten fliegen nach allen Seiten, und es gelingt, die Batterie auf den gefährdeten Punkt zu bringen, es gelingt sogar noch, mehr Geschütze herbeizuschaffen.

Über den Köpfen der im Münderfort der letzten blutigen Entscheidung klopfenden Herzens harrenden Krieger fliegen noch unausgeseht die feindlichen Geschosse dahin, der armen Stadt und ihren Einwohnern den Untergang zu bereiten. Es ist ein unbeschreiblicher Höllenlärm, das jüngste Gericht droht anbrechen zu wollen — furchtbar, gräßlich — doch — die Franzosen in der Maikuhle brechen noch immer nicht auf, stürmen noch immer nicht heran zum blutigen Empfang. So vergeht Stunde auf Stunde in unbeschreiblich banger, zehrender Erwartung, — sie kommen nicht! Sie mußten von unserer Fertigstellung erfahren, den Sturm auf das Münderfort auf eine andere Zeit verschoben haben. Dafür aber mischt sich wieder in den krachenden Donner ihrer Geschütze die stürmende Feuerglocke von der Stadt herüber.

Eine Granate hat wieder ihre zerstörende Kraft gezeigt — das ehrwürdige Rathaus brennt, steht in hellen Flammen!

Das Rathaus liegt nicht weit ab von Nettelbecks Haus, und hier wohnt sein — Mütterchen. So denkt Robert und eilt flugs dahin. Und weiter denkt er bei dem Sturmlauf, der ihm fast den Atem benimmt, sein Herz zu sprengen droht: in dem von den Flammen heimgesuchten Rathause befinden sich wichtige Dokumente, liegen Gelder, — wenn du sie retten könntest! wenn du — ein Todeschrecken erfaßte ihn plötzlich — in dem untersten Gewölbe des Hauses sind fast hundert französische Gefangene ver-

wahrt, befindet sich auch — Flißschneiders David, den er selbst gefangen eingebracht!

Wie Feuerflocken wirbelt's in seinem Kopf; Angst des Todes kommt über ihn: wenn jene Hundert von Gefangenen sich befreien, wieder zurück zum Feinde eilen, ihn verstärken, ihm dies und das hinterbringen, verraten!

Mit dem Aufgebot aller Kraft kommt er vorwärts, erreicht die Stadt, steht auf der Brandstätte.

Ein beherzter Ratsherr, Leib und Leben nicht scheuend, hat sich einen Weg durch Qualm und Flammen gebahnt, wirft aus einem Zimmer des Mittelstockes ganze Stöße Akten herunter.

Da schreit ein anderer, der Rathskämmerer, dicht neben Robert: „Die Gelder! Die Kämmereikasse!“

Was jener beherzte Ratsherr gewagt, meint auch Robert wagen zu können. Gedanke und Voratz sind eins! Er drängt sich durch die gaffende Menge, durch die Gewerke und Spritzenleute, über Geröll und niedergestürzte Pfosten, durch Qualm und Flammen dem Eingang des Rathhauses zu, eilt die Treppe hinauf und erreicht glücklich das Kämmereizimmer. Der Depositenschrank steht offen, der Kämmerer mag in seiner Angst, vorerst das eigene Leben zu retten, ihn zu schließen vergessen haben.

Da huscht es gespenstisch an ihm vorüber. Soviel aber sieht er doch durch den Rauch und Qualm, es ist kein Geist, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut. Es klirrt, klingt und rollt in dem Zimmer, wie wenn jemand großes Geld, Kurant, verschüttet.

Er hat nicht Zeit, sich darum zu kümmern. Eiligst packt er die in einem offenen Fach stehenden leinenen Geldbeutel zusammen, eilt damit dem Fenster zu und wirft sie hinab. Gewissenhafte Leute bringen sie in Sicherheit.

Jetzt sucht Robert den Ausgang wieder zu gewinnen. Es ist die höchste Zeit, denn schon klappt über ihm hier und da die

Zimmerdecke, gierige Flammen züngeln über und neben ihm, der Qualm droht ihn schier zu ersticken.

Da fällt ihm noch ein Bild in die Augen. Er hat schon davon gehört: es ist des Majors von der Heyden Bild, das Porträt des Mannes, der zweimal ruhmreichst Kolberg gerettet, und das er damals auf Wunsch des Magistrats diesem verehrt.

Hat der brave Mann zweimal Kolberg gerettet, so soll sein Konterfei bei der dritten höchsten Gefahr nicht in Feuer und Flammen aufgehen; es soll uns erhalten bleiben.

So mag der mutige, beherzte Jüngling denken, er reißt das Bild vom Haken und stürzt damit, unter größter Gefahr, von den stürzenden Balken erschlagen, von den rings um ihn prasselnden Flammen ergriffen und verbrannt zu werden, die Treppe hinunter.

Viel hundertfältiger Jubel empfängt ihn, doch er sieht und hört nichts, ihn treibt es mit seinem geretteten Schatz, dem Porträt Heydens, nach Nettelbeck's Wohnung, zur lieben Mutter. —

Viel hundertfältiger Jubel braust aber auch den wackeren Pionieren der Kolberger Garnison zu, die alles daran setzen, des Feuers Herr zu werden, noch zu retten, was zu retten möglich ist. Und es gelingt ihnen. —

Roberts Mutter befand sich bei des Sohnes Eintritt ins Haus mit den Dienstleuten auf dem Boden, um mit Handspritzen der etwaigen Gefahr für des Freundes Eigentum zu wehren, dabei selbst in größter Gefahr, von des Feindes zahllosen Geschossen, die ununterbrochen in die Stadt fliegen, getötet zu werden.

Robert hatte Heydens Bild in die vorderste Stube gestellt. Hier fand es der eben eintretende Nettelbeck. Roberts hochherzige That wissend, den Vorgang in betreff des Bildes ahnend, räumte er dem Porträt an der Hauptwand des Zimmers, über dem Kanapee, zwischen den grell gemalten Konterfeis des alten Frib und des alten Bieten den Platz ein.

Er fand Robert in seinem Kämmerchen beim Umkleiden. Er sah ruhig aus, sein Röcklein war mit vielen Brandlöchern bedeckt.

„Braver Junge!“ rief er und schloß ihn in seine Arme. „Du bist wieder um eine Edeltat reicher! Gott lohne es dir!“

Eben trat auch die Mutter ein.

„Um Gottes willen, was ist vorgegangen?“ rief sie erschreckt, als sie Robert in diesem Zustand erblickte.

Bald war sie darüber berichtet. Sie faltete die Hände und dankte Gott, der ihr einziges Liebes auch in dieser großen Gefahr wieder so gnädig behütet hatte.

Darauf faßte Kettelbeck sie bei der Hand und führte sie in die Wohnstube.

Auf Heydens Bild zeigend, rief er begeistert: „Und auch diesen da hat er gerettet!“

„Barmherziger Gott,“ schrie Roberts Mutter auf, „Major von der Heyden, mein —“

Sie sprach's nicht aus. Sie sank auf ihre Knie. Die Augen unverwandt auf das Porträt gerichtet, die Hände krampfhaft verschlungen, bewegten sich ihre Lippen im heißen, ringenden Gebet.

„Stören wir sie nicht,“ sagte Kettelbeck in frommer Stimmung, „der brave Heyden gilt diesem edlen patriotischen Frauenherzen für einen Schutzheiligen.“

Sie ward dennoch in ihrer patriotischen, dankbaren Stimmung gestört.

Auf dem Flur schon hörte man den alten Hubert seinen Aernfluch ausstoßen: „Boß Fockmast und Bugspriet! Planken und Seewasser!“ und kaum eingetreten, suchten seine Augen Robert. Mit dem Ruf: „Junge, mein Herzensjunge!“ schloß er ihn in seine Arme. —

Die Stadt wurde nach wie vor auf das heftigste beschossen; natürlich antworteten auch die Kolberger Geschütze. In der Stadt

regnete es förmlich Feuer und Geschosse, und dazwischen heulte hin und wieder von neuem die Feuerglocke.

Nettelbeck war bald hier, bald da, wo er sich nützlich zu machen meinte. Inmitten der Löschmannschaften griff er wacker mit zu. Sein Gesicht war von Rauch und Ruß geschwärzt, die langen silberweißen Haare an mehreren Stellen versengt, seine Knie schlotterten. Robert und der alte Hubert blieben zur Bewachung des Hauses da. In der Markuhle blieb es nach wie vor ruhig; den Sturm wagten die Franzosen noch nicht, die Kanonen im Münderfort hielten sie im Respekt.

So war es nachmittags gegen Zwei geworden, am 2. Juli 1807.

Major von Gneisenau war in die Stadt gekommen, theils aus dem Grunde, die durch das Bombardement verursachten Schäden in Augenschein zu nehmen, theils aus herzlicher Theilnahme und wahrer Bewunderung über des braven Robert neue Heldenthat. Das Gerücht davon war längst auch in das Münderfort gedrungen.

Am Rathause, dessen Brunst vollständig gelöscht war und dessen Mittelstock erhalten geblieben, traf er mit dem amtierenden Bürgermeister zusammen. Natürlich rühmte er mit begeisterten Worten auch dessen, was der mutige Jüngling für die Stadt, für das Vaterland gethan.

Der Bürgermeister schwieg und sah verdrossen vor sich hin. Gneisenau fiel dies Benehmen auf. „Verhält es sich denn anders mit der Sache, die mir erzählt worden ist?“ fragte er.

Der Bürgermeister antwortete auch jetzt nicht gleich.

„Aber, bester Herr,“ sagte jetzt Gneisenau ungeduldig, „so erzählen Sie mir doch den Hergang.“

In sichtlicher Verlegenheit begann der Bürgermeister: „Sie sind insofern recht berichtet, Herr Major, daß jener Robert Dumont beim ersten Ruf Feuer ins brennende Rathaus ge-

drungen, bis in das Kämmerzimmer gelangt ist, fünf leinene Beutel mit Geld aus dem Depositenschrank gerissen und diese auch auf die Straße heruntergeworfen hat. Nun aber?" — hier stockte er.

„Nun aber —“ wiederholte Gneisenau drängend, „erzählen Sie weiter!“

„In demselben Schrank befand sich auch eine größere Schwinge, die verschiedene Geldsorten: Dukaten, harte Taler, Acht-, Vier- und Zweigroschenstücke in Höhe von 300 Talern, enthielt, nach der Aussage des Stadtkämmerers vor den Geldbeuteln stand, mithin von dem Mosjö Dumont hätte zuerst bemerkt und gerettet werden müssen — und diese fehlt.“

Gneisenau durchzuckte es, bald aber sagte er scheinbar ruhig und gleichgültig: „So wird gewiß ein anderer vor Robert Dumont in der Kämmererei gewesen und die Geldschwinge, als zuerst in die Augen fallend, an sich genommen haben.“

Der Bürgermeister schüttelte ungläubig mit dem Kopf.

„Herr,“ rief da Gneisenau, im tiefsten Innersten empört, „Sie werden doch nicht glauben, daß der brave Robert die Geldschwinge gestohlen hat?“

Der Bürgermeister zuckte wieder mit den Schultern. Dann sagte er: „Zur Ehre des jungen Mannes will ich wünschen, daß es anders ist. Aber der Schein ist zu sehr gegen ihn. Der Stadtkämmerer, dem es keine Ruhe ließ, ist bereits mit großer Gefahr bis in das Kämmerzimmer gedrungen und hat dort die Wahrnehmung gemacht, daß von allen Münzsorten, die sich in der Schwinge befanden, mehrere auf den Dielen lagen. Ich erkläre mir das dadurch, daß der Dieb das Geld aus der Schwinge in die Taschen seiner Beinkleider praktiziert hat und dabei ein Teil desselben, seinen Händen entfallen, auf die Dielen gerollt ist.“

„Herr,“ rief Gneisenau, „aber Robert Dumont hat dies nicht getan!“

„Eben ist der Ratsyndikus mit einem Gerichtsdienner zu Kettelbeck gegangen, wo sich jetzt für gewöhnlich der junge Mann mit seiner Mutter aufhält. Er wird genauere Recherchen über den auch mir, schon wegen Kettelbeck und Ihnen, Herr Major, sehr fatalen Vorgang anstellen.“

„Herr Bürgermeister,“ sagte Gneisenau sehr ernst, fast erschüttert, „handeln Sie in diesem Fall mit größter Vorsicht, der Schein trügt oft, die Ehre einer rechtschaffenen Familie ist bald angegriffen, schwer wieder hergestellt. Mein Wort wollte ich zum Pfande einsetzen: Robert ist unschuldig!“

Er eilte hinweg, Kettelbecks Hause zu. Furchtbar donnerten die Geschütze hüben und drüben. Furchtlos setzte er seinen Weg fort.

Zehntes Kapitel.

Mit größter Schnelligkeit hatte sich das Gerücht über die ganze Stadt verbreitet: Robert Dumont, der erste beim aufgegangenen Brande im Rathause, habe zwar mehrere Beutel voll Geld gerettet, dafür sich aber eine Schwinge mit 1000 Talern Geld — das Gerücht übertreibt bekanntlich — angeeignet, — gestohlen. —

Die meisten bezweifelten es, etliche aber glaubten es steif und fest. „Trau', schau', wem?“ sagte der alte Schuster Eckart, und ein anderer fügte hinzu: „Und am allerwenigsten solchem

hergelaufenen Franzosenjungen! Der alte Reischert und sein David haben heller als wir alle gesehen."

Eine Granate schlug prasselnd nieder, — die Lästermäuler verstummten, stoben auseinander. Nur mit Mühe kam Gneisenau durch das Gedränge der Neugierigen vor dem Nettelbeck'schen Hause an. Er trat eben ins Zimmer, als Roberts Mutter auf die anklagenden Worte des Syndikus den heißgeliebten Sohn, als könne sie ihn auf ewig verlieren, stürmisch ans Herz schloß, auf Seydens Bild über dem Kanapee wies und im wahren Triumph, aus tiefinnerster Überzeugung, voll frommen, freudigen, alle ehrlosen Verdächtigungen spottenden Glaubens ausrief: „Nimmer, nimmer ist der Enkel dieses da, des Majors von der Seyden! ist meine einziger, mein geliebter Sohn, Robert Dumont, ein Dieb, ein Verbrecher!"

„Was denn? Wie denn?" rief der alte Nettelbeck, fast starr vor freudigem Schreck, „Sie, gnädige Frau, eine Tochter unseres unvergessenen Kommandanten von der Seyden?"

„Marie Eleonore von der Seyden!" rief sie im stolzen Gefühl, einen solchen Vater gehabt zu haben. „Die Tochter des Majors von der Seyden aus dessen kurzer zweiter Ehe! Beim Tode meines geliebten Vaters, dieses da" — auf das Bild zeigend, sie reckte sich und streckte die Arme aus, wie um es herunterzulangen, den toten Vater zum heiligen Zeugen der Unschuld seines Enkels zu machen, — „war ich erst zehn Jahre, eine elternlose und ganz unbemittelte Waise. Bei einer Tante in Bromberg erzogen, vermählte ich mich mit dem Leutnant Dumont. Ein tapferer Soldat, der bei Birmasens einen feindlichen Adler eroberte. Leider wurde mein Gatte bald darauf brustkrank, war gezwungen, aus der Armee zu scheiden. Vor drei Jahren starb er. Im Genuß einer kleinen Wittwenpension, lebte ich mit meinem Kinde erst in Glogau, dann in Stettin und zog

im August vorigen Jahres nach Kolberg. Hierher, wo ich geboren, meine erste Jugend verlebte, zog es mich mit jeder Faser meines Herzens. — — Und daß ich bisher allen, selbst meinem einzigen Kinde, meine Abkunft verhehlte, — o, es geschah aus guten Gründen, aus zärtlicher, heiliger Mutterliebe: in unserm geringen Stande wollte ich Robert vor Unzufriedenheit mit demselben, vor Anmaßung, Hochmut und Stolz bewahren, die sich so leicht in ein Kindesherz einschleichen. Nicht durch das bloße ruhmreiche Erbteil seines verstorbenen Großvaters, — a u s eigener Kraft sollte er sich einen ehrenvollen Platz in der Welt erringen. Hört, hört ihr alle in diesem Kreise, bei meiner heiligen Mutterliebe, bei der ewigen Gerechtigkeit Gottes versichere ich euch — o, ich kenne meinen Sohn, meine Augen durchdringen seines Herzens Falten, Robert ist kein Dieb, kein Verbrecher!“

Die arme, so schwer geprüfte Mutter drohte zusammenzubrechen; Robert hielt die inniggeliebte in seinen Armen.

„Ich hab's immer gesagt, daß Robert dem Kommandanten von Heyden ähnele,“ flüsterte der Schiffer Hubert Kettelbeck zu, „und nun ist er sein leiblicher Enkel!“

Eine tiefe Pause trat ein. Der Atemzug jedes einzelnen wäre zu vernehmen gewesen, hätte sich jetzt das Gefrach nicht noch weit stärker erhoben. —

Der Syndikus, als Mensch von dem Unglück der armen ehrenwerten Mutter tief bewegt, als Richter aber nur nach Gründen und Beweisen über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten forschend, nahm das Wort wieder:

„Gnädige Frau, das Mutterherz ist ein warmer Fürsprecher, jedoch muß ich hier —“

Er sprach's nicht aus. Auf der Gasse, unter den Fenstern der Stube, erhob sich plötzlich ein großes Getümmel und Geschrei.

Vermutlich, daß wieder eine Bombe oder Granate ein schweres Unglück angerichtet haben mochte.

Doch nein, nein, — die Stubentür wird hastig geöffnet, und hereinstürzt mit den Worten: „Poß Fockmast und Bugspriet! Planken und Seewasser!“ der alte Schiffer Hubert. „Sie haben ihn! Sie bringen ihn schon!“

„Wen, wen?“ rufen alle Anwesenden erschreckt.

„Den wahren Dieb, des Flickschneiders Reischert David!“

Und es war so.

David's Mitgefangene selbst hatten dem Hauptmann von Golzen die Mitteilung gemacht, daß, als sie bei der drohenden Gefahr, zu verbrennen, aus den unteren Räumen des Rathauses gebracht wurden, David Reischert es verstanden hätte, sich in dem Gewoge von Menschen zu verkrümmeln. Wie viele von ihnen wahrgenommen, wäre er bei der genauen Kenntniss der Lokalitäten durch die kleine Tür neben dem Turm in das Rathaus geschlüpft.

Während der Syndikus nach Nettelbeck's Hause eilte, um hier den Schuldigen zu suchen, war es des wackeren Hauptmanns von Golzen ganzes Bestreben gewesen, den Flüchtling wieder zu ergreifen. Es stand fest, daß er noch in der Stadt sein mußte, nirgends bot sich eine Lücke dar, durchzubrechen. So war er denn auch bald im Keller des Hauswirts seiner Mutter hinter einem Holzhaufen versteckt aufgefunden. Er trug das gestohlene Geld noch bei sich und gestand sofort sein Verbrechen ein. Er war eher als Robert in dem Stämmereizimmer gewesen, hatte die Geldschlinge mit deren blinkendem Inhalt erfaßt und diesen in die Beinkleidertaschen zu praktizieren versucht, wobei ein Teil des Geldes auf die Dielen gefallen war.

Alle standen erstaunt da. Welch schneller Gang der Gerechtigkeit Gottes!

Doch was ist das?

Der feindliche Geschützdonner läßt nach, hört bald ganz auf. Stille des Grabes legt sich über die angstgefolterte, bis auf den Tod erschöpfte Stadt.

Gneisenau, Nettelbeck und Robert eilen hinaus in die Schanzen.

Und da? Ein feindlicher Parlamentär, neben ihm ein preussischer Offizier, nahen sich dem Münderfort, nahen sich Gneisenau.

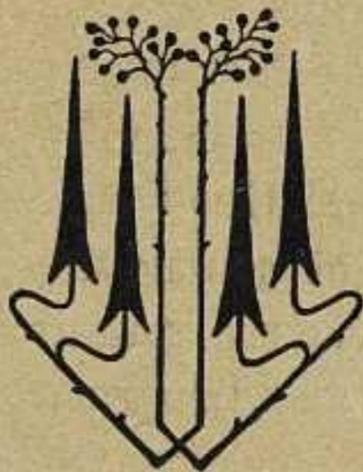
„Friede! Friede!“ rufen sie schon von weitem; „Friede! Friede!“ rufen auch unsere drei und liegen sich in den Armen. Und bald darauf verkünden es die Glocken von der nahen Domkirche, und Friede! Friede! klingt es von vielen tausend dankbaren Lippen. So war das getreue Kolberg gerettet, befreit von seinen Drängern und Drückern, gerettet durch den Frieden von Tilsit, durch den aber leider Preußen fast um die Hälfte seines Landes und seiner Einwohner kam. —

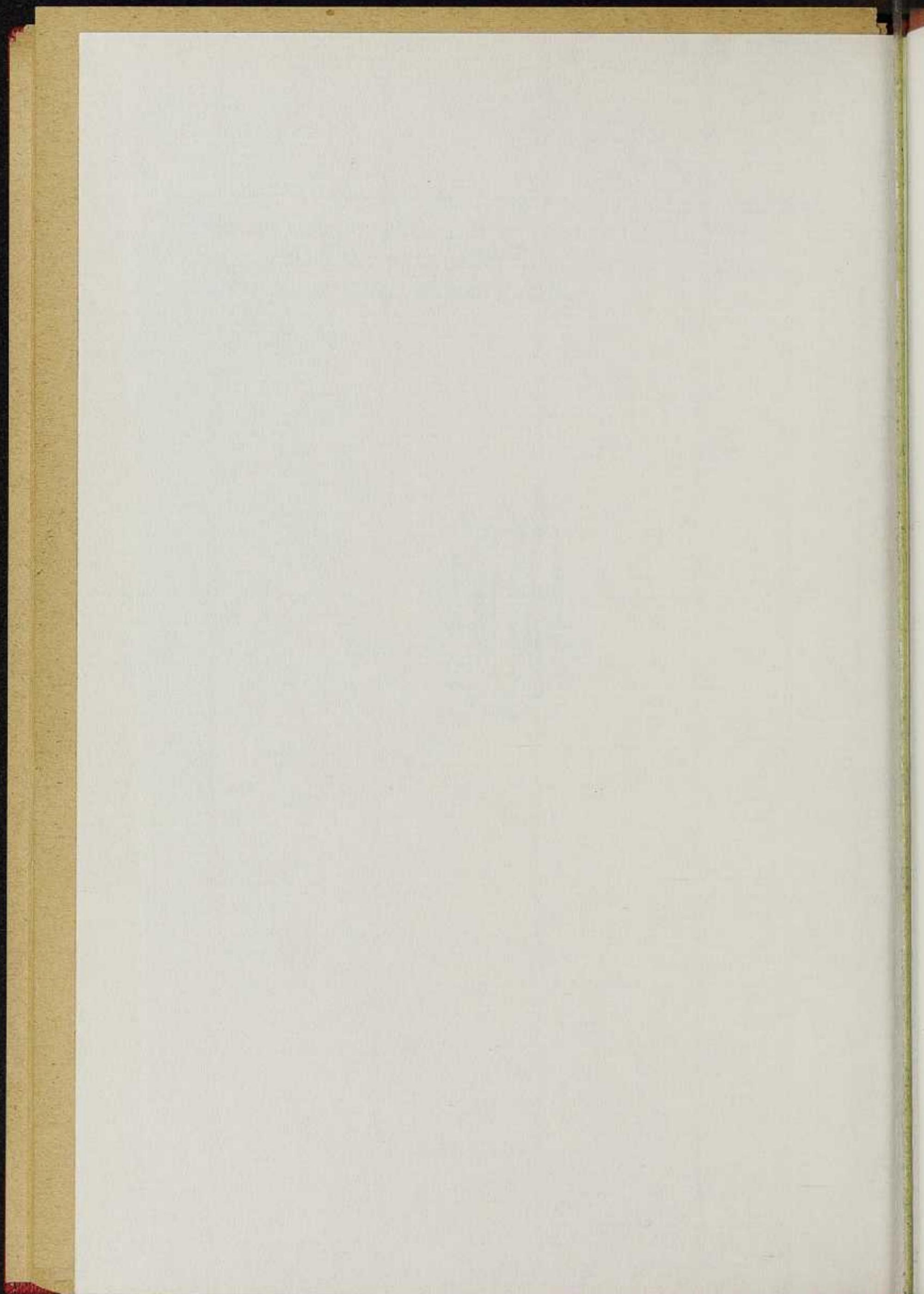
Und der alte brave, treue Nettelbeck? Der wurde von seinem König hoch geehrt. Gneisenau hat sich in den deutschen Freiheitskriegen von 1813—1815 als General-Quartiermeister im Blücherschen Heere unsterblich gemacht, die Franzosenheere bei Belle-Alliance ausgeführt, davon das Lied singt:

„O Gneisenau, Gneisenau, hoher Held!
Wie sprengtest du ritterlich durch das Feld!
Wie jagtest du die Franzosen auf,
Wie stürmtest du mutig drauf und drauf!
Die Freundin der Müden, die stille Nacht,
Hat ihnen den Schummer nicht gebracht!“ —

Und Robert Dumont? Der trat in die Armee ein und machte als ehemaliger mißachteter Franzosenjunge jene Fran-

zosenhebe mit, zeichnete sich in verschiedenen Treffen durch seinen Mut aus und avancierte nach dem Kriege bis zum Major. Er war und blieb eine treue Stütze seiner von ihm innigstgeliebten Mutter bis zu deren jeligem Abscheiden.

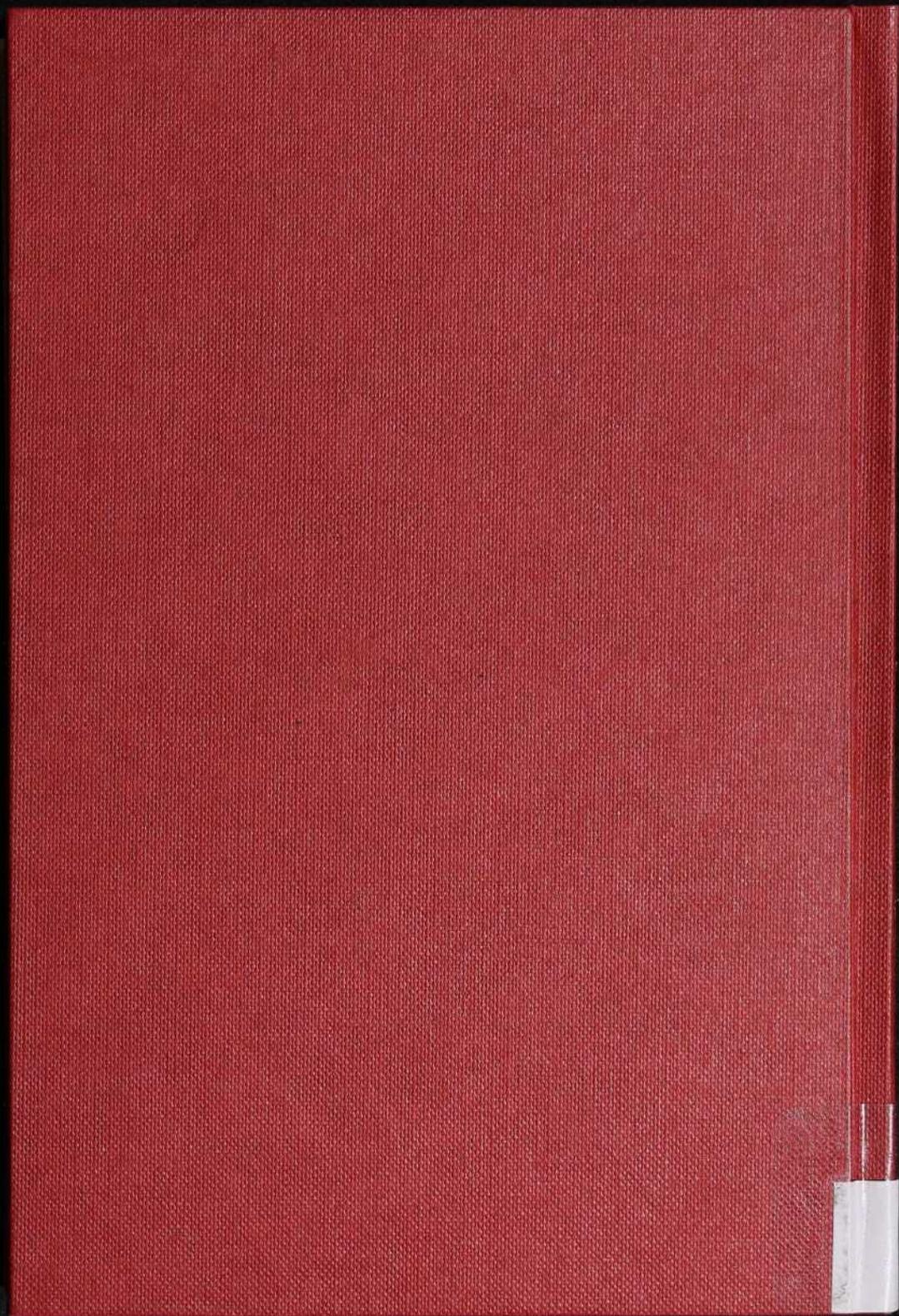




Internationale Jugendbibliothek



047002204243



Schill
und seine elf Offiziere

Der Franzosenjunge

oder

Nettelbeck's Schützling.

2 interessante vaterländische Erzählungen

von

L. Wüldig.

Neue Rechtschreibung.

Mit hochfeinen Buntdruckbildern.

Leipzig

Otto Drewitz Nachfolger
Verlag von Volks- u. Jugendschriften.

